P. o.germ.
310
-1-

~~Bj. St. deutsche. pag. 153.~~

P. O. germ

310-1

Ph. E. 4143. c.
<36614131080011
<36614131080011
Bayer. Staatsbibliothek

Kleine Schriften

von

Joseph Friedrich Engelschall,
Professor der schönen Literatur zu Marburg.

Nach des Verfassers Tode
herausgegeben
von

Carl Wilhelm Justi,
Superintendenten, Konsistorialrathe und Professor zu Marburg.

Erster Theil.

Göttingen. 1805.
Bey Heinrich Dieterich.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Nicht ohne Rührung übergebe ich dem Publikum den literärischen Nachlaß meines verewigten Freundes. Manches traurig-süße Gefühl wachte wieder auf, während ich mich mit der Durchsicht und Anordnung dieser kleinen Sammlung beschäftigte. Engelschall hatte selbst in den letzten Tagen seines Lebens den Entschluß gefaßt, seine zerstreut gedruckten Aufsätze zu sammeln, zu verbessern, und sie, mit einigen noch ungedruckten vermehrt, in

zwey Theilen heraus zu geben. Die Handschrift vom ersten Theile war bereits von ihm vollendet, und im Anfange des Jahres 1797. an den Verleger abgeschickt worden; im nächsten Sommer gedachte er den zweyten Theil zu ordnen, und damit diese Sammlung zu beschließen. Allein er erlebte diesen Sommer nicht. Am 18. May des erwähnten Jahres verschied er, im seinem 58sten Lebensjahre, und mit diesem kenntnißreichen, vielseitig gebildeten und edlen Manne, der mein Freund im schönsten Sinne des Wortes war, schwand ein großer Theil meiner Lebensfreuden hin. — —

Mancherley Umstände verzögerten indessen den Abdruck des ersten Theils. Mir blieb das Geschäft, die noch vor-

handenen Papiere zu sammeln, zu sichten und zu ordnen, die bereits in Zeitschriften abgedruckten Aufsätze hinzuzufügen, und so den zweyten Theil zum Abdruck einzurichten. Das Publikum erhält nun in diesen beyden Theilen alle diejenigen Aufsätze, welche ihm der Verf. wahrscheinlich selbst übergeben haben würde. Einige flüchtige Skizzen, Aufsätze, die nur ein lokales oder temporelles Interesse haben, unvollendete Abhandlungen und bloße Uebersetzungen habe ich dieser Sammlung nicht einverleibt, weil ich überzeugt bin, daß auch Engelschall, — dessen Sinnesart und Geschmacksurtheil ich aus einem vieljährigen vertrauten Umgange kannte, der mich bey der Anordnung des ersten Theils mit dem freundschaftlichsten Zutrauen

beschenkte, und manche meiner Ansichten und Vermuthungen, wie z. B. die Ideen über die Altar-Verzierungen in der Elisabethen-Kirche zu Marburg (Th. I. S. 64.) gütig aufnahm, — sie dieser Sammlung nicht würde einverleibt haben. *).

Man wird es nicht ungern sehen, daß ich den prosaischen Aufsätzen noch

*) Wem es um eine vollständige Kenntniß aller Aufsätze des seel. Engelschall zu thun ist, der darf nur in Hrn. Hofr. Meusel's Lexikon der vom Jahr 1750. bis 1800. verstorbenen Teutschen Schriftsteller. III. Band. den Artikel: Jos. Fr. Engelschall — verglichen mit den von mir herausgegebenen hessischen Denkwürdigkeiten, IV. Theil, 2te Abtheil. S. 509 fg. — nachschlagen.

eine Auswahl einiger späteren Gedichte des Verfassers, welche in der Gedichte-Sammlung desselben (Marburg und Leipzig, 1788.) nicht vorkommen, beyfügte.

Ueber den Werth der meisten hier mitgetheilten Abhandlungen, Aufsätze und Erzählungen meines Freundes hat das Publikum bereits, bey ihrer ersten Erscheinung, günstig entschieden; noch lieber wird man sie in der verbesserten Gestalt, worin sie jetzt erscheinen, aufnehmen, und die hier zum ersten Mahl erscheinenden Aufsätze dürften den früher bekannt gewordenen schwerlich nachstehen. Der Unbefangene wird insbesondere den artistischen Aufsätzen des Verfassers Scharfsinn, Interesse des Inhalts, correkten und eleganten

Vortrag, den Erzählungen glückliche Erfindung und Anmuth, und den angehängten Poesien schöne Haltung des Ganzen, Phantasie und Empfindung, Grazie und eine sanft hinschmelzende Diktion nicht absprechen. Ein stilles und wohlthuendes Feuer, das nicht wild auflodert, sondern sanft erwärmt, athmet in allen Geistes-Erzeugnissen des für die schöne Literatur und Kunst zu früh geschiedenen Mannes.

Merkwürdig ist es, daß Engelschall Alles, was er war, durch sich selbst, ohne fremde Anleitung, wurde. Daß er aber mit Kenntnissen mancher Art ausgestattet, ein großer Kenner der Kunst und deren ältern und neuern Geschichte, und ein sehr geschickter Zeichner und Mahler war,

dieß wissen alle, die ihn näher kannten. Insbesondere geht sein treffendes Kunsturtheil aus seinen artistischen Abhandlungen und aus seiner meisterhaften, und mit allgemeinem Beyfall der Kunstverständigen aufgenommenen, Lebensbeschreibung J. H. Tischbein's (Nürnberg, 1797.) hervor. Sein sittlicher Charakter zeichnete sich durch hohe Güte aus; strenge Gewissenhaftigkeit, Wohlwollen und uneigennützige Hülfleistungen waren Hauptzüge desselben. Eine genauere Charakteristik und einen Umriß der Hauptlebensumstände des unvergeßlichen Mannes hatte ich nicht lange nach dessen Tode dem Hrn. Verleger, als Einleitung zum ersten Theile dieser Sammlung, geschickt; da jedoch dieser Aufsatz unterdessen mit einigen mir

nöthig scheinenden Veränderungen und Zusätzen in Schlichtegroll's Nekrolog vom Jahr 1797. *) eingerückt worden ist: so muß ich die Leser, die den seel. Engelschall in seinem Daseyn und Wirken etwas genauer kennen lernen möchten, dorthin verweisen.

Wenn diese kleine Sammlung den Freunden der Kunst und einer unterhaltenden Lektüre einige Befriedigung gewährt, und das Andenken an einen achtungswerthen Mann würdig erneuert, dann ist meine Absicht erreicht!

*) I. Band. Seite 75 — 122. Gotha 1801.

Marburg,
am 25. Februar, 1805.

C. W. Justi.

Inhalt

des ersten Theils.

I. Kordelia. S. 1

II. Beschreibung der Statüe des Landgrafen Friedrich II. in Cassel. 31

III. Das Begräbnißmonument der heiligen Elisabeth zu Marburg. 37

IV. Der Spiegel. Ein Traum Xenophons. 69

V. Ideal und Nachahmung. 81

VI. Sefira, eine morgenländische Geschichte. 105

VII. Ueber den Einfluß der bildenden Künste auf den Geist und die Sitten einer Nation. 145

VIII. Doktor Faust und Ottmair. 179

IX. Versuch einer Würdigung der Deutschen Prose. 206

X. Gerechtigkeit und Recht. S. 248

XI. Ueber bildende Kunst der Alten, die Ursachen ihrer Schönheit, und ihre Anwendung auf den Geist des Jahrhunderts. 252

XII. Die zwey Schutzgeister. Gespräch. 271

I.

Kordelia.

In einer wohlbekannten Gegend von Deutschland, unfern der kleinen Stadt Y**, liegt auf einem hohen Berg ein verfallenes Schloß, das einen sehr mahlerischen Anblick gewährt, bis jetzt aber noch keinen Alterthumsforscher beschäftigt hat. Der Berg, auf dem es ruhet, ist auf seinem Gipfel mit Haidekraut und wildem Gesträuch bewachsen; an seinem Fuße dehnt sich ein dichter Wald aus, der ihn von drey Seiten umgibt. Todesstille herrscht rings umher.

Da der Ursprung und die Geschichte dieses zerstörten Schlosses in einem heiligen Dunkel versteckt liegen: so ist es sehr natürlich, daß man viel Wunderbares davon erzählt. Außer den Sagen von Rittergeschichten und Geistererscheinungen dieser Gegend soll noch im Anfang dieses Jahrhunderts eine Ballade, die verwandelte Gräfinn, vorhanden gewesen seyn,

deren Inhalt aus der Geschichte dieses Schlosses entlehnt war.

Die Sagen und Erzählungen von dieser Gegend geriethen allmählich in Vergessenheit, als ein sonderbarer Vorfall sie wieder belebte, und ihnen den vollen Reitz der Neuheit gab.

Einer der schönsten Herbstabende schwellte röthlich und in segelnden Dünsten auf dieser Gegend, als ein vierspänniger Reisewagen sich sehen ließ. In demselben befand sich ein junges Frauenzimmer nebst ihrer Hofmeisterinn; beyde hatten eine krank liegende Anverwandte besucht, und waren jetzt auf dem Rückwege nach der Stadt.

Die junge Dame saß still in sich gekehrt; sie sprach wenig, und ein Duft von Unmuth schwamm auf ihrer Stirn. Es war eine Physiognomie von Bedeutung; heftige Leidenschaften hatten bereits auf ihr Angesicht gewirkt, dem es übrigens an Jugend und Schönheit nicht gebrach. Unwillkürliche Seufzer hoben von Zeit zu Zeit einen Busen, der sich in seinen Fesseln sträubte.

Kordelia — so hieß die Schöne — war die Tochter eines Kammerraths, der die sinnreiche Kunst verstand, wohlhabend zu scheinen, da er es nicht war. Ihre Mutter, eitel, intriguant und verschwenderisch, hatte ihr bloß die

Erziehung der so genannten feinen Welt, das ist, eine sehr oberflächliche Erziehung, geben können. Ohne Grundsätze und geschärftes Urtheil trat jetzt Kordelia in die Welt. Sie liebte rauschende Vergnügungen, und nährte sich mit den ausschweifendsten Bildern einer glänzenden Zukunft. Arme Schmeichler und listige Verführer nutzten diesen Umstand, und ließen kein Mittel unversucht, ihre Neigungen bis zur Leidenschaft anzuflammen.

Die Folge von dem Allen war unbefriedigtes Bedürfniß. Unmöglich konnten die Auftritte des Lebens ihren Erwartungen immer entsprechen; alsdann zog plötzlicher Unmuth ihre Seele zusammen, ihre Stirn wölkte sich, die tiefen und drohenden Blicke verkündigten innern Kampf. Es bedurfte aber nur eines Zufalls, einer Schmeicheley, eines zärtlichen Briefs, um ihr ganzes Wesen in die vorige Heiterkeit umzustimmen.

So war Kordelia, so dachte, liebte und handelte sie. Es ist nöthig, daß der Leser mit ihrem Charakter vorläufig bekannt werde; denn dieser wirft Licht auf das Folgende.

Fast von gleichem Schlage war die Gemüthsart ihrer Hofmeisterinn, mit Nahmen Jeannetton — nur nach den Schicksalen ihres Lebens

anders nüanzirt, und durch Zeit und Erfahrung mehr abgeschliffen. Eine Frau, die sich in fremden Eitelkeiten selbst liebte, und bey einem mäßigen Vorrathe von natürlichem Verstande Welt genug hatte, ihre eignen Absichten zu verstecken, und bey andern jeder Leidenschaft zu schmeicheln, die sie zu Erreichung ihrer Endzwecke brauchen konnte.

"Woran denken Sie so ernst, mein Kind?" sprach Jeannetton, als sie Kordeliens Mißmuth bemerkte; "so lieb Ihnen ihre Schönheit ist, hüthen Sie sich, daß keine traurigen Bilder Ihre Munterkeit tödten."

Kordelia schwieg.

"Ich begreife," fuhr die Hofmeisterinn fort, "daß der Anblick eines Krankenlagers, welches die Aussichten einer Sterbenden umschweben, Ihre weiche Seele erschüttern mußte. Daher dieser Ernst, den ich sonst an Ihnen nicht gewohnt bin. Aber, mein Kind, jedes Ding unterm Monde hat eine gute und eine schlimme Seite; der Kluge betrachtet es nur von der ersten. Setzen Sie den Fall, Ihre Tante stirbt: wollten Sie darum auch nur eine Stunde Ihrer schönen Zeit vertrauern? Ich würde Sie sehr tadeln! Sind wir nicht alle der Natur einen Tod schul-

dig? Und dann, mein Kind — Sie sind Erbinn — Ihre Hoffnungen, Ihre Wünsche — — —"

Meine Wünsche? sprach Kordelia mit einiger Bewegung.

"Ja, Ihre Wünsche! Ich habe tief in Ihre Seele geblickt; sie ist schöner Eindrücke empfänglich, und sucht zu gefallen. Was läßt sich da nicht erwarten? Gestehen Sie's mir offenherzig, Sie haben bereits auf diese Erbschaft einen Plan gebauet!"

Ich kann es nicht läugnen, erwiederte Kordelia, daß meine Gedanken in einen kleinen Krieg verwickelt sind. Man hat Talent und Lebhaftigkeit, man sucht zu glänzen, und — es gibt Wünsche, die ohne ein großes Vermögen nicht befriedigt werden können. Wenn nun — —

"Wie, mein Kind? Können sie noch anstehen? Nein, nein! es ist nichts gewisser, als daß ein baldiger Tod Ihrer Tante Sie zur Meisterinn Ihres Glücks machen wird. Und gesetzt, es verziehe sich damit noch ein wenig, die wohlthätige Hoffnung wird alsdann den endlichen Genuß verschönern. Genug, Sie haben Reitze und Vorzüge, die Ihnen das Glück einer Prinzessinn sichern müssen!"

So? — Ich hab' einmahl gelesen, daß der Stand der Prinzessinnen der unglücklichste von allen Ständen sey.

"Da haben wir's! Wie Sie doch so deutsch denken! und was Sie nicht lesen! Noch ein Mahl, Sie verdienen in den Armen eines Prinzen glücklich zu seyn!"

Lassen wir das! Ich bin heute nicht aufgelegt, Schmeicheleyen anzuhören. Alles um mich her ist so öde, so unbefriedigend; ein unerklärbares Etwas liegt schwer auf meinem Herzen. O! täuschen Sie mich nicht! Gewiß es gibt eine Luft, in der ich freyer athmen, mein Daseyn mit vermehrter Kraft fühlen werde!

"Recht, mein Kind! und diese Luft einzuathmen, steht in der Willkür einer jungen Schönheit von Ihren Talenten. Alle meine Unterweisungen zweckten dahin ab, Ihnen das begreiflich zu machen."

Kordelia druckte der Hofmeisterinn die Hand.

"Sagen Sie mir selbst," fuhr diese fort "ob ich Sie nicht bey jeder Gelegenheit auf den berührten Punkt aufmerksam machte?"

Mein Glück lag Ihnen immer am Herzen, davon bin ich überzeugt: allein Sie sprechen davon immer als von einem gegenwärtigen Gute.

Es ist wahr, Glanz umgibt mich, ich habe Anbether, und selbst nicht gemeine Hoffnungen. Soll ich's Ihnen aber aufrichtig gestehen? Das Alles befriedigt mich nicht, meine Wünsche gehen weiter! Im Schönen seh' ich nur das entfernte Schönere; nur das, was mir fehlet, hat Reitze für mich, und mitten im Genusse bin ich arm.

"Nun, da denken Sie auf eine Ihrer würdige Art! Dieses unruhige Aufstreben nach einem höhreren Gute war von je her ein Merkmahl großer Seelen. Glauben Sie mir, mein Kind, Sie sind auf gutem Wege. Was ist zwischen Himmel und Erde, das man ganz unmöglich nennen könnte? Nutzen Sie jeden günstigen Vorfall, setzen Sie Ihre Reitze, Ihren Witz in Aktivität, und zweifeln nicht an einem guten Erfolg. Es gibt der Exempel viele, und wie gerufen fällt mir die alte Geschichte von Robert und Bertrade ein. Mich dünkt, ich habe sie Ihnen schon erzählt."

Mir? Nein, wahrhaftig nicht! Robert und Bertrade, wer waren sie? was ist ihre Geschichte?

"Dieser Robert, mein Kind, war ein reicher Graf in Burgund, schön von Gestalt, eines hohen Geistes, durch Lektüre und Reisen gebildet, und just in dem Alter, sich eine Gattinn

zu wählen. Seine Aussichten waren glänzend: aber seine Wünsche, wie die Ihrigen, mein Kind, gingen auf das Außerordentliche. Dem Feuer seiner Imagination stand die kaltblütige Ueberlegung seiner Eltern im Wege. Nach dem Willen derselben sollte er die Tochter eines benachbarten Landedelmannes heirathen, die zwar sehr große Güter, aber nicht den kleinsten Theil von den Annehmlichkeiten meiner Kordelia besaß. Der Graf, ein junger feuriger Mann mit einem zärtlichen Herzen, sträubte sich lange Zeit vergeblich. Es kam endlich zum Zwang, und der Unglückliche wollte verzweifeln, als ihn der plötzliche Tod seines Vaters zum Theil in Freyheit setzte.

Jetzt sann er seiner Bestimmung ruhiger nach. Von vermischten Empfindungen umher getrieben, verlor er sich eines Tages bey einem Spatziergang tiefer im Wald, als er sonst zu thun pflegte. Er wurde seine Verirrung nicht eher gewahr, bis sich der Wald öffnete, und eine reitzende Ebene vor ihm lag, die sich nach einem Hügel hinzog, auf dem er einige ländliche Gebäude erblickte. Alles schien ihm neu. Er erinnerte sich endlich (denn er war frühzeitig dieser Gegend entrückt, und am Hof erzogen worden),

in seiner Kindheit hier die Wohnung eines Pachters gekannt zu haben.

Langsam ging er den gebahnten Weg hinan, als ihm unter einem Baum etwas Weißes in die Augen fiel. Er nahte sich, und fand die reitzendste Schöne in einem sanften Mittagsschlummer liegen. Von unbekanntem Gefühle hingerissen starrte er eine Zeitlang diese Gottheit an. Ein Windstoß schlug der schönen Schläferinn einen Zipfel des Schleiers, der ihren Busen deckte, in's Gesicht; sie erwachte, und ward lauter Gluth. Robert, dem dieser Zufall verborgene Reitze enthüllt hatte, sammelte sich plötzlich, und sprach: "Vergeben Sie, anbethenswürdige Schöne, meiner Kühnheit, und fürchten Sie nichts von mir." Wer sind Sie? stammelte die Schöne. "Ihr Freund!" versetzte Robert; "ich habe mich verirret, und bin sehr müde. Jene Wohnung dort ist vermuthlich Ihre Heimath, der Besitzer des nahe gelegenen Gutes wird Ihnen unendlich verbunden seyn, wenn Sie ihn dahin führen wollen."

Die Schöne gab ihre Einwilligung durch einen schüchternen Blick zu verstehen. Robert nahm sie bey der Hand, und sie gingen beyde die Anhöhe hinauf. Unterwegs sagte sie ihm,

daß ihr Nahme Bertrade, und sie die Tochter eines unlängst verstorbenen Kaufmannes sey. "Dieses Haus," setzte sie mit einem freymüthigen Lächeln hinzu, "ist der kleine Rest von den Gütern, die meine Mutter aus den Händen harter Gläubiger gerettet hat. Sie werden daselbst keine Pracht, aber alle die gute Aufnahme finden, die Redlichkeit und Diensteifer zu leisten vermögen."

Unter diesen und andern Gesprächen langten sie in der Wohnung an. Die Mutter empfing sie freundlich, und lobte das Betragen ihrer Tochter. Sie fragte Roberten, was er am liebsten haben möchte? Er bath sich zuerst die Erquickung eines kleinen Schlafs aus, denn er wäre müde. Man führte ihn in ein reinliches Zimmer, wo er sich auf ein Ruhebett niederwarf — mehr, um seinen Gedanken nachzuhängen, und das Gewebe von Wünschen und Entwürfen, das sich allgemach in seiner Seele entspann, aufzufädeln, als um wirklich zu schlafen.

Er sann diesem Vorfalle mit lebhafter Unruhe nach; ein Plan drängte den andern. Umsonst! die Aussicht ward immer dunkler. Endlich wiegte die erschöpften Kräfte ein sanfter Schlummer ein; aber auch hier blieb Roberts Ein-

bildung nicht unbeschäftigt. Ein Traum — vermuthlich das Werk einer wohlthätigen Fee — vollendete, was die wachende Vernunft nicht ausführen konnte.

Es schien ihm, er befände sich in dem Schlosse des Edelmannes, dessen Tochter er heirathen sollte. Im Zirkel vieler Anverwandten erblickte er die ihm bestimmte Braut, welche festlich geschmückt auf ihn zueilte, und ihm die Hand both. Plötzlich erfüllte den Saal ein ungewöhnliches Licht. Ein schöner Jüngling mit silberweißen Flügeln, von rosenfarbner Gaze umflattert, erschien, und schwang einen Myrtenzweig. (Sie vergessen nicht, mein Kind, daß dieß Alles im Traume geschah!)

Jetzt trat der Genius näher zu Roberten und fragte ihn: "Was siehst du?" Robert blickte umher, und — o Wunder! alle Anwesenden waren verschwunden. Statt deren fiel ihm auf einem Ruhebette die schöne Bertrade in die Augen, in eben der Lage, wie er sie unter dem Baume schlafend gefunden hatte. Zugleich hörte er eine Stimme: "Folge dem Wink deines Freundes!" Er sah sich um, und — weg war der schöne Jüngling. Seine Blicke suchten Bertraden: aber auch diese war nicht mehr zu se-

hen. Er befand sich in dem Schlafgemach, und, ohne zu wissen wie? in den Armen der ihm bestimmten Braut. Sie drückte ihn an die Brust, und augenblicklich verwandelte sich der untere Theil ihres Körpers in eine schreckliche Schlange, die sich ihm eiskalt um die Beine wand.

Er fuhr vor Schrecken vom Lager auf, und dieser Augenblick war auch für seine Wahl entscheidend. Ohne sich weiter zu bedenken, ging er zur Mutter seiner Schönen, und bath um die Hand ihrer Tochter. Stellen Sie sich, mein Kind, das Erstaunen beyder Personen vor. Der Graf hatte alle Mühe, sie zu überzeugen, daß er es ernstlich meine. In Kurzen wurde die Heirath vollzogen; Robert und Bertrade lebten lange glücklich mit einander, und wurden nach ihrem Tod als ein Muster bewundert. Sehen Sie, mein Kind, wie das gute Glück — — —"

Die Erzählung der Hofmeisterinn wurde hier durch einen Zufall unterbrochen, der beyde, sie und Kordelien, außer Fassung brachte. Der Wagen stieß an eine vorragende Steinklippe; eines der Hinterräder zerbrach, und die Damen waren in Gefahr heraus zu stürzen. Auf ihr Geschrey hielt der Fuhrmann die Pferde an.

Die Attitüde war komisch: mit vieler Mühe kamen die Bedrängten endlich auf sicheren Boden.

Kordelia hatte außer dem Schrecken nur eine leichte Kontusion bekommen; aber die Hofmeisterinn hatte den rechten Fuß verrenkt, wie sich aus ihrem hinkenden Gang offenbarte, als — die erste Betäubung vorüber war, und man davon zu reden anfing, jemanden nach der Stadt zu senden, um Hülfe oder ein anderes Fuhrwerk zu hohlen. (Der Leser wird sich erinnern, daß dieß Alles in der Gegend des oben erwähnten alten Schlosses vorging).

Kordelia, auf den Arm ihrer Hofmeisterinn gelehnt, wankte einige Schritte seitwärts, und fiel in standesgemäßer Entkräftung auf den Rasen. Jeannetton rieb ihr die Schläfe mit Lavendelgeist, riß ihr die Daumen auf, und schüttelte sie. Diese Bemühungen und die Flüche des Fuhrmanns brachten sie von ihrer wahren oder erdichteten Ohnmacht wieder zu sich selbst. Sie schlug die Augen auf, und sah die bedenkliche Lage, in der sie sich befand. "Man eile, so „sehr man kann, nach der Stadt!" sprach sie, ohne zu wissen, was? Um die Verlegenheit zu vergrößern, brach die Nacht herein. Sie hatten ungefähr noch eine gute Stunde bis zur Stadt,

und in weniger, als einer guten Stunde mußte wahrscheinlich Alles um sie her dunkel seyn.

Der Fuhrmann begann die Pferde auszuspannen. "Was wollt ihr machen?" riefen die Damen, und zitterten. Der Mond sandte seine Strahlen durch's dunkle Gesträuch herauf; der Nebel wurde immer dichter, und schon waren die Gegenstände in einiger Entfernung nicht mehr zu unterscheiden. Stille des Todes lag auf der ganzen Gegend. Indessen pfiff der Fuhrmann ein Gassenliedchen, und schwang sich auf eines seiner Pferde, ohne das ängstliche Geschrey der Damen zu achten.

Die Schöne, dumpfe Verzweifelung im Blick, erhob sich schnell von ihrem Sitze, stürmte einige Mahl mit großen Schritten hin und her, und ging alsdann langsam nach der Gegend des alten Schlosses zu. Man erzählt, daß ein aufblitzendes Licht ihr den Ort bezeichnet habe, auf den sie zuging. Vielleicht aber war es bloß Instinkt, oder eine von den Ursachen ohne Ursache, deren die Schönen mehrere haben. Wenigstens hat dieser Lichtstrahl zu viel Aehnlichkeit mit dem Wunder, das sich, nach dem Philostrat, bey der Geburt des Apollonius von Tyana soll zugetragen haben, und man

muß das Kleine nicht mit dem Großen verglei- chen. Genug, Kordelia ging nach dem alten Schlosse zu, und auf diesen halb unwillkürlichen Gang folgten die Wunder Schlag auf Schlag.

In einer kleinen Entfernung von dem alten Gemäuer fühlte sich unsre Heldinn plötzlich von einem Schwindel ergriffen. Die Gegenstände kreiseten um sie her, die Luft verdickte sich zur undurchdringlichen Wolke; von unsichtbarer Gewalt empor gehoben, schwebte sie eine Zeitlang zwischen Himmel und Erde, voll bebenden Erwartens, was das werden sollte. Jetzt senkte sich die Nebelsäule, der Wirbelwind schwieg. Kordelia fühlte unter ihren Füßen wieder Land. Aber ihr Erhohlen vom ersten Schrecken war nur der Uebergang zu einem größern Erstaunen.

Sie befand sich in einem geräumigen Hofe, unmittelbar vor der Pforte eines prächtigen Pallastes. Die Thürflügel waren geschlossen. Indem trat ein Jüngling — gleich dem Genius in dem oben erzählten Traum, in rosenfarbner Seide gekleidet — hinzu, und berührte das Schloß mit seinem goldnen Stabe. Augenblicklich sprangen die Thürflügel auf. Kordelia, durch ein unbekanntes Gefühl kühn gemacht, trat hinein. Als sie sich aber umsah, wurde sie zu ihrem größten

Schrecken gewahr, daß die Thüre wieder geschlossen, und kein Ausweg zu finden sey. Sie erhohlte sich aber bald, und ging mit einer Dreistigkeit, die sie nachher sich selbst nicht erklären konnte, weiter.

Bald gelangte sie in einen großen Saal, dessen außerordentliche Pracht ihre Augen starrend machte. Die Wände deckte ein mit lebendigen Blumen durchwirkter Silberstoff, alle Gesimse, Spiegelrahmen, Vasen, Trumeaux, waren von gediegenem Golde. An der Decke erblickte man auf rosenfarbnem Grunde kleine Liebesgötter, die aus silbernen Körbchen Blumen herabzuwerfen schienen. Tische und Stühle waren künstlich, wiewohl im alten Geschmack, aus Elfenbein gearbeitet, die Sitze mit karmesinrothem Sammet überzogen, und mit Gold verbrämet. Mitten im Zimmer hing ein krystallener Kronleuchter mit brennenden Wachskerzen. Der marmorne Fußboden warf einen blassen Widerschein von der Pracht aller dieser Gegenstände.

Kordeliens Erstaunen verlor sich nach und nach in einem geheimen Wohlbehagen an der sie umgebenden Herrlichkeit. Neugierig und lüstern forschten ihre Blicke umher. Vor andern zog ein Schmuckkästchen von Chrysopras in Gold ge-

faßt, welches unter einem Spiegel stand, ihre Augen an sich. Bey aufmerksamer Betrachtung las sie auf dem Deckel desselben die Worte: für Unzufriedene. Das Halbdunkle dieser Inschrift spannte ihren Vorwitz noch mehr. Sie sah sich überall um, und da sie keine Zeugen fand, öffnete sie das Kästchen.

Eine Sammlung unschätzbarer Juwelen blitzte ihr entgegen. Mit unverwandten Blicken staunte sie eine Zeit lang diese Kostbarkeiten an; bald aber kamen die Hände hinzu. Sie nahm einen großen goldnen Ring heraus, dessen Stein einen ungewöhnlichen Glanz von sich warf. Sie betrachtete ihn aufmerksam, und bebte zurück, als sie in dem Steine, wie in einem Spiegel, das Bild eines jungen Ritters in kniender Stellung erblickte.

In dem Augenblick öffnete sich eine Seitenthüre. Zwey Fräulein, wie Nymphen der Vorzeit gekleidet, in langen weißen Roben, mit goldnen Gürteln über der Hüfte, und Blumenkränzen auf dem Haupte, traten heraus, und neigten sich tief mit kreuzweis vor die Brust gehaltenen Händen. Kordelia, immer weniger schüchtern, maß diese Schönheiten mit neugierigen Augen von Kopf an bis zu Fuß. "Wer

sind Sie?" fragte sie endlich mit dem ihr eigenen Stolze. Die Nymphen antworteten bloß durch eine abermahlige Verbeugung.

Unsre Heldinn schloß aus dieser stummen Verehrung, daß man ihre Befehle erwarte. Sie warf einen flüchtigen Blick im Saal' umher, und betrachtete dann sich selbst und ihren Anzug. "Noch nie," fuhr sie gegen die Nymphen fort, "noch nie hab' ich eine solche Pracht mit dem gefälligsten Reitze vereint gesehen; aber noch nie war ich auch an einem Orte, wo mein gegenwärtiger Anzug sich so wenig schickt." Ein bedeutender Blick erklärte das Uebrige dieser Worte.

Die Nymphen, immer stumm und ehrerbiethig, nahmen Kordelien in die Mitte, und führten sie eine breite marmorne Treppe hinab, in ein mit Myrten und Rosen verbüschtes Bad. Hier sprangen aus dem Rachen eines sapphiernen Delphins wohlriechende Wasser hervor, und bildeten unten einen kleinen See, der schäumende Perlen umher trieb, und durch seine sanfte Bewegung zum Baden einzuladen schien.

Kordelia wurde entkleidet, und tauchte unter. Augenblicklich verschönte sich ihre Gestalt zum Ideal einer Göttinn: mit trunkenem Entzücken

sah sie ihr Bild in der zitternden Spiegelfläche des Wassers. "Nein," rief sie im Uebermaß ihrer Selbstbehaglichkeit aus, "schöner war nicht die öbalische Leda in jenem berühmten Bade, welches in der Folge mächtige Völker entzweyte, und Ilium zerstörte!"

Die Freudetrunkene hatte kaum die letzte Sylbe ausgesprochen, als sie mit Bestürzung einen blendendweißen Schwan herbeyrudern sah. Eilig verließ sie das Wasser und griff nach ihren Kleidern. Der Schwan näherte sich dem Ufer, schlug etliche Mahl mit den Flügeln, und ward, o Wunder! zum schönsten jungen Ritter mit rothem Federbusch auf dem Helme. Die Schöne glaubte vor Scham zu vergehen. Wie ward ihr erst, da sie in ihm eben denjenigen erkannte, dessen Bild sie im Steine des oben erwähnten Ringes gesehen hatte! Doch ihre Verlegenheit dauerte nicht lange: beym zweyten Umschauen war der Ritter verschwunden.

Die Nymphen vollendeten jetzt den Reitz der neuen Halbgöttinn durch einen alle Begriffe übersteigenden Anzug, im Geschmack der guten alten Ritterzeit. Sie gefiel sich — wie jede andere Schöne, die jemahls das Glück gehabt hat, in einer etwas ähnlichen Lage zu seyn. Was Wun-

der also, daß sich geheime Wünsche nach einer glänzenden Eroberung bey ihr regten? Wünsche, die man nicht gern laut sagt, und die dessen ungeachtet niemahls unbemerkt bleiben! Auch die Nymphen schienen einen halb unwillkürlichen Blick, den ihnen Kordelia zusandte, zu verstehen, und führten sie schweigend wieder in den Saal zurück, den sie vor kurzen verlassen hatte.

Hier zogen Gegenstände anderer Art ihre Augen an sich. Fünf und zwanzig Ritter, und eben so viele Damen, machten um eine runde, mit karmesinrothem Sammet bedeckte Tafel eine bunte Reihe. Mitten auf der Tafel stand ein goldner mit Rosen gekränzter Pokal. Feyerliche Stille herrschte rings umher: die Nymphen waren nicht mehr zu sehen.

Auf ein gegebenes Zeichen erhob sich die Gesellschaft. Ein ehrwürdiger Ritter, dessen schneeweiße Locken unter dem Helme hervorspielten, nahm den Pokal vom Tische, und überreichte ihn Kordelien mit den lakonischen Worten: "dem Würdigsten durch die Schönste!" In dem Augenblick ließ sich ein junger Ritter auf ein Knie vor ihr nieder. Mit angenehmer Bestürzung erkannte sie in ihm eben denjenigen, welchen sie im Bade, und im Spiegel des Rin-

ges gesehen hatte. Ein verborgenes Feuer strömte durch ihr ganzes Wesen; ihre Wangen glühten, die trunkenen Blicke verschlangen jeden Reitz des schönen Ritters.

Da Kordelia, durch Lektüre gebildet, mit den Sitten und Gewohnheiten der Ritterzeiten ziemlich bekannt war: so merkte sie bald, daß ihr die Ehre einer Preisaustheilung hier zugedacht sey. Ihre Eitelkeit, welcher natürlicher Weise dadurch geschmeichelt wurde, hatte gleich wohl nicht so gleich Stärke genug, das dunkle Bewußtseyn, an welchem Orte sie sich befände, gänzlich zu unterdrücken. Mit sichtbarer Unruhe hielt sie den bekränzten Pokal in der Hand, und schlug die Augen nieder, so oft ihre Blicke den Augen des Ritters begegneten. Endlich siegte doch der schmeichelnde Gedanke Turnierköniginn zu seyn. "Bin ich nicht," sprach sie zu sich selbst, "an einem Orte, wo nichts unmöglich scheint? Was kann ich nach den bisherigen Auftritten, die offenbar alle zu meinem Vergnügen abzwecken, wohl Böses ahnden?" Von diesen Vorstellungen eingenommen, überreichte sie dem schönen Ritter den Pokal. Dieser nahm ihn ehrerbiethig an, und erhob sich von der Erde. Sogleich trat ein Schildknappe hinzu, und füllte den Pokal

mit Wein an, der sodann bey allen Rittern herum ging.

Erst jetzt begann Kordelia, die sich bey dieser Ceremonie für sehr entbehrlich hielt, die anwesenden Damen aufmerksamer zu betrachten. Alle waren ihr fremd, und alle in die zwar etwas überladene, doch nicht unangenehme Tracht der Vorzeit gekleidet. Was ihr am meisten auffiel, war, daß sich niemand um sie zu bekümmern schien. Ihre Eigenliebe ward rege: sie sah sich forschend um, wen sie zuerst anreden sollte, als ein neuer Auftritt sie darin unterbrach.

Die Thüre ging auf, ein zierlich gekleideter Harfner trat herein. Er trug feuerfarbne Unterkleider, und darüber einen kurzen Mantel von schwarzem Seidenzeuge. Unter den Knien und auf den Schuhen erblickte man Schleifen von Silberband. Der schwarze Hut, auf dem große weiße Federn spielten, war mittelst einer diamantenen Agraffe auf einer Seite aufgekrempt. Um den Hals hing eine schwere silberne Kette mit einem Medaillon auf der Brust.

Kordelia, der ihre Belesenheit zu Statten kam, erkannte sogleich in diesem Bilde einen der ehemahls berühmten Skalden oder Minstrels. Der Harfner neigte sich drey Mahl

gegen die Versammlung, alsdann wandt' er sich gegen unsre Heldinn, nahm sein Instrument, das er unter dem Arme trug, und begann, nach einem kleinen Vorspiele, folgenden Gesang:

Schön ist im jungen Mayen,
Die Tagesköniginn:
Mir liegt, mich zu erfreuen,
Was Schöners noch im Sinn!
Ein Fräulein, weiß und roth,
Hält mich in Liebesbanden,
Gibt Leben mir und Tod!

Wann mich auf weichem Pflaume
Der Morgenschlummer wiegt,
Naht sie im goldnen Traume
Gar freundlich und vergnügt —
Reicht mir die seidne Hand,
Und blickt, vor Liebe röther,
Verschämt auf's Busenband.

Doch kaum verläßt der Schlummer
Die Augen trüb' und matt,
So steht der bleiche Kummer
Vor meiner Lagerstatt;
Sie aber seh' ich nicht —
Wollt Gott, ich dürft' ihr dienen
Nach Ritterbrauch und Pflicht!

Durch sie bin ich so selig!
Ein König auf dem Thron'
Ist minder frey und wählig,
Als ich durch Minnelohn!
Sie ist mir nah und fern,
Was unter den Gestirnen
Der schöne Morgenstern!

Den Preis, von ihr gegeben,
Als Sieger zu empfah'n,
Wer wagte nicht sein Leben
Mit tausend Freuden dran?
Des Kampfes Preis ist mein:
Gib, Schönste, meiner Liebe
Den bessern oben drein!

Der Minstrel neigte sich, und schwieg. Obgleich Kordelia dieses Lied dem Wesentlichen nach schon kannte: so machte es doch in ihrer gegenwärtigen Lage einen lebhaften Eindruck auf sie. Als sie sich umsah, war die ganze Gesellschaft verschwunden. Sie stutzte, fand aber bey dem noch übrigen geringen Bewußtseyn nichts mehr außerordentlich. Hier hatte die romantische Liebe, welche so oft das Entzücken ihrer Seele war, ein Elysium geschaffen, welches ganz mit ihren Wünschen und mit ihren Begriffen zusammenfloß. Todt und vergessen waren Welt

und Natur. Im Taumel des Vergnügens glaubte sie das Gewand der Sterblichkeit abgelegt zu haben, und die Gespielinn reinerer Freuden zu seyn.

Doch der Zeitpunkt war nahe, wo sie erinnert werden sollte, daß jede Unnatur auf Irrwege leite, und daß rauschendes Glück seinen Thron unmittelbar am Abgrunde des Verderbens aufgeschlagen habe.

Der Harfner ging langsam und schweigend durch die offne Thüre, die von selbst hinter ihm zufiel. Augenblicklich hallte ein dumpfes Getöse durch den Saal. Die Lichter auf dem krystallnen Kronleuchter verloschen eins nach dem andern; es ward immer dunkler. Kordelia bebte, hatte aber nicht Besonnenheit genug, über ihre Lage nachzudenken. Indessen verlosch die letzte Wachskerze. Ein blasser Schimmer, gleich dem Mondscheine, fiel der Erschrockenen aus der offenen Thür eines Seitengemachs in die Augen. Sie trat hinein, und sah sich in ein neues Wunderland versetzt. Hier schienen Pracht und Kunst keine andere Absicht gehabt zu haben, als die Natur im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen.

Das ganze Zimmer glich einer Grotte. Die ovalen Fenster waren in Form durchbrochener

Felsen gearbeitet, und mit Myrten verbüscht, durch deren dunkles Laub der eben anbrechende Tag blasse Strahlen sandte. Die gewölbte Decke sowohl, als die Wände, waren mit goldnen Schnitzwerk bekleidet, das um wohl angebrachte Mahlereyen und halberhobene Skulptur von weißem Marmor eine zierliche Einfassung machte. So war, dem Eingang gerade gegenüber, Endymion vorgestellt, wie er von der verliebten Diana umhalset wurde. Wollüstige Träume, die seine Phantasie wiegten, schienen auf dem lächelnden Gesichte zu schweben. Was den Zauber dieser künstlichen Grotte hob, war die angenehme Dunkelheit, die in gewissen Gemüthslagen einen unnennbaren Reitz mit sich führt.

Man wird es Kordelien verzeihen, daß dieses wollüstige Halbdunkel und diese lockende Stille auf ihre gespannte Einbildung wirkten. Gewisse Wünsche, die sie sich selbst zu gestehen scheute, wurden rege; ihre Blicke waren unstät und schmachtend, sie athmete kurz und schwer. Von ungefähr sah sie den goldnen Pokal, welchen der schöne Ritter von ihr empfangen hatte, angefüllt auf einem Tische stehen. Weil sie aus diesem Umstand auf die Nähe des Ritters schloß, so flogen ihre Blicke rings umher. Endlich

wurde sie einen grünen seidenen Vorhang gewahr, der das Innere eines Alkovens zu verbergen schien. Sie zog ihn voll ungeduldigen Verlangens hinweg, und erblickte mit nahmenloser Wonne den Ritter auf einem Lager von wasserblauem Atlas hingegossen. Entzücken schwamm auf dem männlich schönen Angesichte, dem der Schlummer neue Reitze zu geben schien. Die halboffene Brust hob mit jedem Athemzug ein Gewand von Silbergaze mit lebendigen Blumen durchwirkt, welches die schönen Glieder leicht bedeckte, ohne sie zu verbergen. Die Bewegung glich dem Hauche des Zephyrs in einem Blumenbeet, auf dem ein Frühnebel schwebte.

Kordelia trank eine Zeitlang die ganze Wonne dieses Anblicks. Sie schien keine Wünsche, und keine Wirkungskraft mehr zu haben; denn die höchste Entzückung ist unthätig, so lange sie sich überlassen bleibt.

Jetzt wandte sich der Ritter auf dem Lager um, er umarmte das Bettküssen, und sprach den Nahmen Kordelia aus. "So bin ich," rief sie mit unwillkürlicher Bewegung, "der Gegenstand deines Traums?" Nun keine Mäßigung mehr! Sie war im Begriff, ihrem Amadis

in die Arme zu sinken, und machte schon eine Bewegung dazu.

In diesem Augenblick erschien der oben erwähnte Jüngling im rosenfarbnen Gewande, der mit seinem goldnen Stabe die Pforte des Pallastes geöffnet hatte. Er nahm den angefüllten Pokal vom Tische, überreichte ihn Kordelien, und zerfloß in eine neblichte Luft.

Die Schöne sah den Pokal an, und ward lüstern, den Wein zu kosten. Als sie ihn aber an die Lippen brachte — Himmel, welche plötzliche Veränderung! Es lief ihr wie Eis durch die Glieder. Der Pokal ward zum gräßlichen Menschenschädel; die Rosen, mit denen er umkränzt war, stiebten in grünlichem Mooße davon, und der Wein ward zu Blut, das beständig schäumte und empor sprudelte. Die Morgendämmerung, die als ein liebliches Sinnbild der Hoffnung das Zimmer erhellte, verwandelte sich in den trüben Schein einer Todtengruft.

Kordelia zitterte, der Schädel entfiel ihren Händen, und sie war der Ohnmacht nahe. Noch hatte sie so viel Gegenwart des Geistes, sich nach der geliebten Lagerstelle umzusehen, die wenige Augenblicke vorher einen Himmel voll Entzücken über sie ausgegossen hatte. Der Vorhang war

wieder zugezogen. Sie ging einige Schritte darauf zu, dann blieb sie unentschlossen stehen, wankte, sah bald nach dem Vorhang, und bald nach der Thüre des Zimmers. Dieser Kampf mit sich selbst war zu heftig, als daß er von langer Dauer seyn konnte; und schon war die Lüsternheit auf dem Punkte, über das Nachdenken zu siegen, als ein neuer Gegenstand des Erstaunens sie daran verhinderte.

Eine weißgekleidete Dame, mit einer schwarzen Bandschleife auf der Brust, und einem Flor vor dem blassen Angesichte, trat in's Zimmer, und sah Kordelien ernsthaft an. Die vorhin so Unerschrockene glaubte zu vergehen. "Wer bist du?" sprach die Dame, "und in welcher Absicht hast du dieses Schloß besucht?"

Kordelia antwortete nicht.

"Gut!" fuhr jene fort, "es ist billig, daß deine Neugierde ganz befriedigt, und nichts gepflückt werde, eh' es reif ist. Auch ich bin gewesen, was du jezt bist — jung, eitel, und voll romantischer Erwartungen. Die Aussichten in eine Feenwelt voll Vergnügen reitzten meine Sinne nur zu sehr. Ich unterlag meiner Lüsternheit; ein Verbrechen gebar das andere. Jezt schwebt mein melancholischer Geist einsam in diesem verlassenen

Schlosse, wo die Schattenbilder meiner ehemahligen Thorheiten und ihrer Folgen ihn unaufhörlich martern. Das, was du gesehen hast, und jetzt sehen wirst, war die Geschichte meiner Jugend. Und du, Unbesonnene, danke deinem guten Engel, der dich durch mich warnen wollte!"

Mit diesen Worten verschwand die Dame. Eine unsichtbare Hand zog den Vorhang vor dem Ruhebette hinweg, und Kordelia, zwischen Tod und Leben, erblickte ein blutiges Kind, dem ein Dolch in die Brust gestoßen war, und welches noch zu röcheln schien. Ihre Kräfte erlagen den Schrecken dieses Anblicks, sie fiel ohnmächtig nieder.

Als sie wieder zu sich selbst kam, befand sie sich unter einem Baum, in eben der Gegend, wo sie dem alten Schlosse sich zuerst genähert hatte. Es war dunkle Nacht, und sie erblickte mehrere Fackeln um sich her. Die Hofmeisterinn bezeigte ihr viele Sorgfalt. "Wir haben," sprach sie, "eine geraume Zeit ängstlich die ganze Gegend durchsucht, bis wir Sie hier in einem sanften Schlummer liegend fanden. Sie waren glücklich, daß sie unsere Sorgen nicht theilen durften! Aber, mein Kind, es ist spät, der Wagen ist hergestellt, lassen Sie uns eilen!"

Sie stiegen alle ein, und fuhren davon.

II.

Beschreibung der Statüe des Landgrafen Friedrich II. in Cassel.

Brief an einen Freund der Kunst.

Ohne mich in politischen Neuigkeiten zu verirren, will ich Ihnen einige Bemerkungen über Kunstsachen mittheilen, die ich während meines Aufenthalts in Cassel gemacht habe, und denen ich keine schicklichere Stelle zu geben weiß.

Einer der Gegenstände, die meine Aufmerksamkeit besonders anzogen, war die auf dem Friedrichsplatz errichtete Statüe des vorigen Landgrafen. Sie werden in verschiedenen Journalen und Flugschriften schon manches darüber gelesen haben: allein ich zweifle, ob alle diese zerstückten Nachrichten eine richtige Idee des Ganzen geben können, wenn man nicht selbst dabey gewesen ist. Ich will also versuchen, Ihnen dieses Kunstwerk so deutlich zu beschreiben, als es ohne Hülfe der Reißfeder geschehen kann.

Die Statüe Friedrichs II. ist von kolossalischer Größe, nähmlich funfzehn Fuß hoch, und aus drey Hauptblöcken von kararischem Marmor

zusammengesetzt. Der Kopf und der rechte Arm machen wieder besondere Blöcke aus, und sind auf die geschickteste Art mit dem Ganzen verbunden.

Der Landgraf ist stehend, im römischen Kostum, mit fliegendem Haar, und so vorgestellt, daß die Last des Körpers auf dem einen Fuße ruht, und der andre vortritt — fast wie an dem Farnesischen Herkules. In der Rechten hält er den gesenkten Kommandostab, und die Linke stützt er in die Seite, welches seinem Anstand eine besondere Würde gibt! Die schönen Verhältnisse sind auffallend, und wohl berechnet; ein Duft von stiller Größe ist über das Ganze verbreitet. Erhabenheit mit Ruhe gemildert herrscht im Angesichte, dessen Aehnlichkeit — unbeschadet der zu einem mahlerischen Ideale hinaufgestimmten charakteristischen Züge — besonders im Profil betrachtet, auffallend ist. Ueber der Rüstung hängt der brittische Orden, auch erblickt man auf der rechten Seite der Brust etwas vom preußischen schwarzen Adler-Orden, fast nur als ein Zierath, oder eine Klammer, zu Befestigung des Mantels. Diese Idee macht dem Geschmack und der Einsicht des Künstlers Ehre, da es immer eine schwere Aufgabe ist, das Pittoreske der

Zeichnung, so wie das Kostum des Alterthums, mit diesen neuern Ehrenzeichen zu vereinigen.

Von den Schultern des Landgrafen fällt rückwärts ein Mantel herab, der sich auf dem Boden in großen und schön geworfenen Falten bricht. Die Nothwendigkeit, der Figur unten her mehr Masse zu geben, erforderte dieß, und sie erhält überdem dadurch die schöne Pyramidalform, die man an den besten antiken Statüen bemerkt. Auch ist die Gruppe so geschmackvoll, daß der Blick mit Vergnügen den ungezwungenen Faltenbrüchen folgt.

Gleichwohl ist dieser Mantel das Einzige an der Statüe, wo die strenge Kritik wohl um Erlaubniß bitten möchte, eine kleine Anmerkung zu machen. Mich dünkt, daß, wenn man aus allegorischen oder pittoresken Gründen eine Person in griechisch-römischer Tracht darstellen will, man zwar in Nebendingen, nur nicht in einem der Hauptheile, von dem Kostum dieser Völker abgehen dürfe. Ein solcher Hauptheil war bey den Alten unstreitig der Mantel. Sie hatten verschiedene Arten desselben, deren jede ihre besondere Benennung hatte; keine derselben aber war von solcher Länge, daß sie, wie die neueren Purpurmäntel, sich auf dem Boden in großen

Falten brechen konnte. Der Mantel, welchen der Landgraf trägt, gleicht weder der Chlamis, noch dem Pallium, oder der Toga, welche beyde letztern ohnehin niemahls über der Rüstung getragen wurden.

"Aber wer nöthigt den Künstler, dem Kostum strenge zu folgen, wenn das Gegentheil in neueren Kunstwerken wirklich angenommen ist?" Nöthigen? — Nun davon ist wenigstens bey mir nicht die Rede; aber doch möcht' ich mit aller Bescheidenheit glauben, daß es besser sey, dem Kostum der Alten, wenn man ihm doch folgen will, nichts Falsches unterzuschieben. Es gibt Fälle, wo die idealisirten Gewänder eine üble Wirkung thun. —

Seitwärts zu den Füßen der Statue liegen Panzer, Helm und andere kriegerische Sinnbilder, nebst den beyden vom Landgrafen gestifteten Orden, vom goldnen Löwen, und *Pour la vertu militaire.*

Der viereckte Piedestal mit seinen Gesimsen ist zwey und zwanzig Fuß hoch. Seine äußerliche Bekleidung, die aus grau und weiß gemischtem Marmor besteht, ist in Genua gearbeitet worden. Die Statue macht gegen das Museum Face, und auf dieser Seite liest man am

Würfel des Piedestals die mit goldnen Quadrat-lettern eingegrabenen Worte:

FRIDERICO II.
PATRIA.

Edle Einfalt! Aber die Würde des Ganzen erforderte auch eine solche Inschrift.

Alles dieses ist mit einem ebenfalls viereckten Lattenwerk umgeben, welches grau angestrichen ist, und vergoldete Spitzen hat.

Acht Jahre lang ist an dieser Statue gearbeitet worden. Die Stände haben dazu zwanzig tausend Reichsthaler hergegeben, wovon, wie man mir sagte, der Künstler neun tausend erhalten hat. Dieser Künstler ist bekanntlich der bald nachher verstorbene Rath und Professor Nahl, nebst seinem Sohne, dem jetzigen Rath und Hofbildhauer. Ihnen darf ich nur diesen Nahmen nennen, und Sie werden sich gleich an das berühmte Monument der Madame Langhans, zu Hindelbank im Kanton Bern, erinnern, wovon auch ich das Modell aus Thon bey dem jüngeren Hrn. Nahl gesehen habe. —

Die öffentliche Versteigerung der hinterlassenen Mahlereien, Zeichnungen und Kupferstiche

des wahrhaft großen Tischbeins ist geendigt *). Sie fragen nach dem Erfolge? Ich werde mich wohl hüthen, ihn zur Skale zu machen, wonach man den Geschmack und die Kunstliebe der Hauptstadt berechnen könne! Die vorzüglichsten Stücke in jeder Gattung sind von den Erben zurück behalten worden, weil kein annehmliches Geboth geschehen ist. —

Die neue Umschaffung des Weißensteins mit seinen altrömischen Wasserfällen wird Ihnen aus andern Beschreibungen schon bekannt seyn. Sie tragt das Gepräge von dem Geschmack des jetzigen Landgrafen, der durchaus in's Große geht.

Leben Sie wohl!

*) Dieser Brief wurde im September 1790. geschrieben.

III.

Das Begräbnißmonument der heiligen Elisabeth zu Marburg.

Nicht wenige schätzbare Ueberreste der Kunst aus dem mittleren Zeitalter theilen mit den Dichtungen jener Periode das Schicksal, daß entweder die Unwissenheit, oder die zunehmende Verfeinerung ihren Werth auf mehr als eine Art verkannt haben.

Sowohl zum Genuß, als zur Hervorbringung einer schönen Dichtung oder eines Kunstwerks ist eine gewisse Ruhe der Seele, eine sanft umschriebene heitere Existenz nöthig, die sich in den traurigen Zeiten des Aberglaubens und der allgemeinen Verwirrung kaum denken läßt. Beym wieder aufdämmernden Lichte der Vernunft aber war der kalte Blick, den man auf die Produkte jener Zeiten hinwarf, zu sehr in dem Stolze des menschlichen Geistes gegründet, als daß er befremden dürfe.

Es gibt verschobene Denkmahle der Kunst und des Fleißes, die nur durch das Zusammentreffen

gewisser Umstände möglich werden, und die daher der bessere Geschmack — wo nicht bewundern, doch als Ueberreste ehemahliger Volksbildung schonen muß, die in ihrer Art so einzig sind, als die Meisterwerke eines günstigern Zeitalters, und über den Geist des Jahrhunderts Aufschlüsse geben. Die Ueberbleibsel der ältesten ägyptischen Kunst sind um nichts besser, als manche Produkte des Mittelalters, und doch schätzen wir sie, und doch lernen wir von ihnen! Selbst der berühmte Kasten des Kypselus *), welcher unter die ältesten griechischen Kunstwerke gehört, möchte wohl, was auch die Geschichtschreiber sagen, so viele Spuren der erst beginnenden Kunst getragen haben, als manches Denkmahl aus der Periode des wieder aufdämmernden Geschmacks unserer Zeitrechnung. Aber der Kasten des Kypselus

*) Ein Denkmahl des Alterthums, welches schon um das Jahr der Welt 3525 als ein Weihgeschenk im Junotempel zu Olympia niedergelegt worden war. Man beschreibt es als eine aus Zedernholz verfertigte Lade mit eingelegten Figuren von Elfenbein und Gold. Auf den vier Seiten und auf dem Deckel waren griechische Geschichten aus dem mythischen Zeitalter in mehrern Feldern abgebildet.

war ein griechisches Produkt; wir kennen ihn nur aus den Beschreibungen späterer Schriftsteller — er wird bewundert!

Dagegen werden Denkmahle der Kunst, die durch ihre Größe, Kostbarkeit, und darauf gewandte Mühe in Erstaunen setzen, nicht selten aus dem Grunde verachtet, weil sie ihr Daseyn zu einer Zeit erhielten, wo der so genannte gothische Geschmack herrschte.

Etwas, das uns nicht gefällt, oder dem Geiste des Jahrhunderts entgegen ist, mit der allgemeinen Benennung gothisch als verwerflich zu stempeln, setzt weder Einsicht noch Feinheit des Geschmacks voraus. Billig muß hier vorher die Frage entschieden werden: Was ist eigentlich gothisch? Unter denen, welche dieses Wort beständig im Munde führen, sind vielleicht nur wenige, die bestimmte Begriffe davon haben.

Es gibt hauptsächlich fünf verschiedene Meinungen über den Ursprung der gothischen Bauart, und des damit verbundenen Geschmacks.

Einige finden unter den zahllosen Uebeln, welche die Kreuzzüge über Europa verbreitet haben, auch das Verderben des Geschmacks. Die Ritter und Pilger sollen jene überladene Bauart von den Sarazenen angenommen, und in Eu-

ropa eingeführt haben; sie müsse daher eigentlich die sarazenische heißen.

Andere leiten den Ursprung dieses Geschmacks von den Mauren in Spanien her. Dabey bleibt aber immer noch die Frage übrig: wie und wodurch erhielt der Geist dieses afrikanischen Volks eine solche Richtung? denn auch die Mauren hatten zu den blühenden Zeiten der Römer einen bessern Geschmack.

Eine dritte Meinung empfiehlt sich wenigstens durch das Sinnreiche. Nach dieser soll der Keim der gothischen Bauart bereits in den ältesten Zeiten, welche uns die Geschichte überliefert hat, vorhanden gewesen seyn; in den Zeiten als unsere Vorfahren noch in dunklen Hainen ihren Göttern opferten. "Das gothische Gewölbe," sagt man, was ist es anders, als eine Nachahmung der Spitzbogen, welche die gegen einander überstehenden Bäume bilden? Haben nicht die zusammengefügten dünnen Säulen dieser Bauart offenbar ihren Grund in den Baumstämmen dichtverwachsener Wälder?" So wären denn die ersten christlichen Tempel Kopien der Haine unserer Urväter gewesen! Man muß gestehen, daß eine solche Nachahmung im Geiste der Völker gegründet ist; und übrigens weiß man, daß

einige uralte gottesdienstliche Gebräuche, welche das Ungefähr oder die Noth veranlaßte, sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Endlich leiten einige die gothische Bauart von den Sachsen, wieder andere von den Griechen und ihrem sinkenden Geschmack her *).

Vielleicht geht man am sichersten, wenn man aus der vereinten Wirkung des verdorbenen griechischen, des maurischen, sächsischen, und orientalisch-sarazenischen Geschmacks auf den der Römer in der sinkenden Periode ihres Reichs, den nachher so genannten gothischen Geschmack herleitet.

Ueber den Werth und Unwerth dieses Geschmacks, so wie über die Fehlschlüsse, wozu jene

*) Alle diese verschiedenen Meinungen hat Hr. Arthur Young, ein neuerer englischer Schriftsteller gut auseinander gesetzt, und die Theorie des gothischen Baustyls scharfsinnig erläutert. Nach ihm ist der sächsische, maurische, und orientalische Baustyl, nichts anders, als ein ausgearteter griechischer Styl gewesen. Man sehe seine Abhandlung über den Ursprung und die Theorie der gothischen Gewölben, in den *Transactions of the Royal Irish Academy. London and Dublin*, 1789.

allgemeine Benennung und die Anwendung derselben verleitet hat, ist bereits viel Wahres und Schönes gesagt worden. Man fängt an, dem unverkennbaren Guten dieses dem Bedürfnisse der Zeit angemessenen Geschmacks, bey allen seinen auffallenden Mängeln, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nicht selten ist es Uebereilung, fast immer Undankbarkeit, wenn wir im süßen Wahne, daß nur die Alten und wir Geschmack haben, Alles, was zwischen uns und ihnen liegt, für gothische Barbarey, und des Kennerblicks nicht würdig erklären.

Die Zertrümmerung der römischen Monarchie im dritten und den folgenden Jahrhunderten, durch innerliche Kriege sowohl, als durch die Einfälle nördlicher und östlicher Barbaren, hat freylich über Europa Finsterniß verbreitet, und mit der gesunden Philosophie auch das Schöne der Kunst verdrängt: nie aber sind die Spuren von dem schaffenden Geiste der Menschen so ganz ausgelöscht worden, daß ein scharfes Auge sie nicht noch entdecken könnte. Wenn es nicht angenehm ist, die Gräuel jener traurigen Jahrhunderte in's Gedächtniß zurück zu rufen: so ist es doch für die Geschichte des menschlichen Geistes interessant, den Wegen nachzuspüren, wo-

durch die göttliche Vorsehung, mitten unter convulsivischen Bewegungen des Staatskörpers, das wieder aufgehende Licht der Wissenschaften und der Kunst vorzubereiten wußte.

Ueberdem fehlt es uns an einer kritischen Geschichte der Kunst unsers Vaterlandes; und wie können wir anders dazu gelangen, als durch einzelne Bruchstücke? Wenn wir nähmlich die Werke der Kunst unserer Vorfahren, in so fern sie eine oder die andere merkwürdige Seite haben, aus ihrem Dunkel hervorziehen: so werden wir durch ihre Vergleichung am besten den stufenweisen Fortgang des guten Geschmacks beurtheilen, und die Epochen der Kunst festsetzen können. Diese Vergleichung aber ist so vielseitig, und umfaßt eine so ausgebreitete Kenntniß vorhandener Kunstwerke, daß es schon ein kleines Verdienst seyn wird, sie durch einen oder den andern Beytrag vorbereitet zu haben.

Diese Gedanken müssen bey jedem Patriotischgesinnten den Wunsch erregen, daß die hin und wieder verborgenen Denkmahle unsers Vaterlandes mehr, als bisher geschehen ist, beschrieben, und öffentlich bekannt gemacht würden. Wir suchen mit übertriebener Verehrung die oft unbedeutenden römischen Alterthümer auf; wir staunen die im

Schutte von Herkulanum ausgegrabenen Gemählde an: aber kaum werfen wir einen Blick auf jene Denkmahle deutscher Art und Kunst, die doch für den Geist und die Geschichte unserer Nation in mehr als einem Betrachte lehrreich sind.

Ich liefere hier einen Versuch, der die Aufmerksamkeit auf ein zwar nicht unbekanntes, aber meist falsch beurtheiltes Denkmahl der Vorzeit hinzulenken sucht. Was in den Chroniken und topographischen Beschreibungen Hessens von dem Begräbnißmonumente der Landgräfinn Elisabeth vorkommt, ist in allgemeinen Ausdrücken so obenhin gesagt, daß ein Fremder sich davon gar keinen Begriff machen kann. Als Produkt der bildenden Kunst ist es vollends noch niemahls beschrieben worden; ein kleines Gemählde davon dürfte also wohl nicht überflüssig seyn. —

Das Begräbnißmonument der heiligen Elisabeth *) befindet sich in der deutschen

*) Diese durch ihre Schicksale und ihren frommen Enthusiasmus der spätesten Nachwelt merkwürdige Fürstinn war eine Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn, und Gertruds einer gebohrnen Herzoginn von Meran (Mähren). Sie erblickte das Licht zu Preßburg im Jahre 1207. Ihrem Ehegemahle,

Ordenskirche zu Marburg, in einem eigends dazu eingerichteten Chorgewölbe, oder einer Kustorey, wie es in der Sprache des Mittelalters genannt wird. Es ist mit einem starken eisernen Gitter umgeben, dessen Thüre mit dem großen Siegel des Deutschen Ordens und mit einem Schlosse verwahrt wird, wozu der jedesmahlige Landkomthur den Schlüssel in Händen hat. Außerdem wird der Eingang in das Gewölbe durch drey verschiedene Thüren verschlossen, deren äußerste ebenfalls aus einem eisernen Gitter besteht, und mit einem dreyfachen Schlosse versehen ist.

Landgrafen Ludwig in Thüringen, wurde sie bereits 1211. angetrauet, und 1221. wurde das Beylager vollzogen. Sie starb 1231., und wurde darauf 1236. vom Pabst Gregor IX. kanonisirt, bey welcher Gelegenheit der Kaiser Friedrich II. ihren Leichnam zu Marburg durch die Bischöfe von Cölln, Prag, und Hildesheim mit einer goldnen Krone hat krönen lassen, welche am Gewicht viertausend und fünfhundert Goldgulden gehalten haben soll. Die Kirche, worin derselben nachmahls das erwähnte Monument errichtet worden, ist i. J. 1235. zu bauen angefangen, und 1283. geendigt worden.

Das Monument selbst ist, der gemeinen Sage nach, ganz von Silber, stark vergoldet, und mit vielen kostbaren Steinen und Perlen besetzt. Es ruht auf einem hölzernen Gerüste, oder einer länglich viereckten Lage, etwa zwischen drey und vier Fuß über der Erde. Dieses Untergestell ist stark mit Eisen beschlagen, und auf einer der langen Seiten mit Thüren versehen. Man hat in vorigen Zeiten Kleidungsstücke von der verstorbenen Landgräfinn, und andere Sachen darin verwahret, welche man als Reliquien verehrte.

Nach dem Augenmaße zu urtheilen kann das Monument sechs Fuß in der Länge, über zwey derselben in der Breite, uud drey bis vier in der Höhe halten. Die Schriftsteller, welche dessen Erwähnung thun, beschreiben es fast immer als einen mit Perlen und köstlichen Steinen besetzten Sarg: allein diese Schriftsteller zeigen eben dadurch, daß sie ihre Nachrichten nur von Hörensagen haben. Man unterscheidet zwar an dem Monumente zwey Theile, nähmlich die eigentliche Lade, und den Deckel; aber man muß sich darunter keinen jetzt gebräuchlichen Sarg, sondern ein römisch-gothisches Grabmahl, in

Gestalt eines Hauses mit hohem abhängigen Dache vorstellen.

Das spitz zulaufende Fronton, welches die Dachflächen bilden, ist auf jeder der langen Seiten des Monuments in der Mitte noch ein Mahl, also überhaupt vier Mahl, völlig symmetrisch angebracht. Es dient vier großen Nischen oder Blenden, welche sich auf den vier Seiten befinden, und wovon ich gleich reden werde, zur Wölbung. Die oberen Ränder dieses Frontons bestehen aus einem Zierathe von durchbrochener, mit Edelsteinen und Perlen besetzter Arbeit. Dieser Zierath ist etwa drey Finger breit, und an den Winkeln in einem Zirkelbogen herumgeführet, dessen Mittelpunkt die Spitze des Dreyecks ist. Oben darauf befindet sich ein zierlich gearbeiteter Knopf in der Größe eines mäßigen Apfels. Außer diesen vier Knöpfen (denn jedes Frontor hat einen,) sind auf der Schärfe des Dachs noch drey andere angebracht, wovon der mittelste etwas größer ist, als die übrigen. Die Dachflächen sind mit acht Feldern gezieret, auf deren jedem eine merkwürdige Begebenheit der heiligen Elisabeth in halb erhobener, vermuthlich eingetriebener, Arbeit vorgestellt ist.

An dem untern Theile des Monuments, oder der eigentlichen Lade, befinden sich auf den vier Seiten unmittelbar unter dem Fronton des Deckels, vier große Blenden, welche mit Säulen und Bogenstellungen geziert sind, und eine Art von Portal vorstellen. In jeder dieser Blenden erblickt man eine Figur, fast ganz in die Rundung gearbeitet.

Die erste, welche auf einer der langen Seiten des Monumentes angebracht ist, stellt Christum in seinem Lehramte vor. Die Figur, obgleich sitzend, ist beynahe anderthalb Fuß hoch. Der göttliche Lehrer hält die rechte Hand ein wenig in die Höhe, so wie er insgemein abgebildet wird; weiter ist aber auch nichts von Ausdruck zu finden. In der andern Hand, welche auf dem Schoße ruht, hält er — gegen alles Kostum — ein Buch, worauf ein großer dunkelblauer Edelstein angebracht ist.

Auf jeder Seite dieser mittleren großen Blende befinden sich drey kleinere, in deren jeder einer von den zwölf Aposteln ebenfalls sitzend abgebildet ist; Petrus dem Heilande zur Rechten, und Paulus zur Linken. Jede dieser kleineren Blenden hat, wie die mittlere große, ein spitz zulaufendes mit einem Knopf versehenes Fron-

ton; nur daß solches nicht über die abhängende Seite des Deckels hinauf geht, sondern an der Seitenwand der Lade angebracht ist.

Auf der zweyten langen Seite zeigt sich in der mittlern großen Blende Christus am Kreuze. Die Vorstellung ist die gewöhnliche; nur das Kreuz unterscheidet sich dadurch, daß es die Gestalt eines Baums mit Aesten und Zweigen hat. Zu beyden Seiten stehen Maria und Magdalena. Oben schwebt ein Engel, der dem Gekreuzigten eine Krone über das niedergesunkene Haupt hält; auch erblickt man daneben zwey Medaillen. In den sechs kleineren Blenden dieser Seite sind die übrigen Apostel abgebildet. Uebrigens ist über jedem der zwölf Apostel dessen Nahme in alter Mönchsschrift zu lesen.

Eine der schmalen Seiten stellt in einer ähnlichen Nische die heilige Elisabeth in büßender, demuthsvoller Stellung dar. Diese Figur hat das Besondere, daß ihre Haupthaare silbern, oder nicht vergoldet sind; übrigens ist die Tracht der damahligen Zeit beybehalten.

Gegenüber auf der zweyten schmalen Seite des Monuments erblickt man eine sitzende Maria, mit dem Christuskind im Arm, und einer mit Edelsteinen besetzten Krone auf dem Haupte.

Diese Figur, so wie die vorhergehende der heiligen Elisabeth, ist beynahe zwey Fuß hoch. Man hat vorgegeben, daß beyde, nebst dem sitzenden Christus auf einer der langen Seiten, ganz massiv von Gold gegossen seyen, welches aber durch die silbernen Haare der heiligen Elisabeth hinlänglich widerlegt, und daher von Kennern behauptet wird, sie seyen, gleich den Bildern der Apostel, nur von Silber und stark vergoldet. Die Vergoldung soll die Dicke eines Dukaten haben; sehr dauerhaft muß sie wenigstens seyn, da nach einem Zeitraum von beynahe fünf Jahrhunderten noch keine Spur einer Abnutzung zu sehen ist.

Daß die Lade selbst, wie man vorgibt, von Silber sey, wird ebenfalls bezweifelt, und versichert, sie sey nur von Kupfer. Vielleicht lassen sich beyde Meinungen vereinigen, und man kommt der Wahrheit am nächsten, wenn man eine Art von sehr geringhaltigem Silber annimmt; so wie man ehedem manche Glocke für silbern ausgab, so bald ihre Mischung einen Zusatz dieses edlen Metalls hatte.

Der Boden, oder die Grundfläche des Monuments, ist etwas hervortretend, und auf den vier Ecken, so wie unter jeder der an den Sei-

tenwänden befindlichen Figuren, in einem Zirkelbogen ausgeschweift, so daß er mit dem darüber befindlichen Absatze gleichsam einen Fußschämel oder eine Thronstufe vorstellt! Alles aber, und selbst dieser Boden auf seinem Rande, ist mit Edelsteinen, Perlen, und roth, weiß und blau emaillirten Lamellen besetzt. Unter diesen Verzierungen sind einige, die den prüfenden Blick eines Kenners verdienen.

Auf einer der schmalen Seiten, über der Maria, erblickt man einen besondern Stein in der Größe und Gestalt eines Huhn-Eyes, aber — wie sich von selbst versteht — viel flacher. Dieser Stein stellt zwey einander ansehende, oder vielmehr berührende, Gesichter vor, und zwar nicht etwa durch das Spiel seiner Farben, sondern nach Art eines Kameo in halberhobener Skulptur, die aber fast bloß in umherlaufenden Rändern oder Linien besteht. In so weit gleicht er einer Gemme.

Das Alles nun kann höchstens die Neugierde eines Antiquars reitzen: aber die große Seltenheit dieses Steins besteht darin, daß er nach einer alten Tradition nicht ein Werk der Kunst, sondern der Bilderinn Natur seyn soll. Seine Grundfarbe ist ein schwärzliches Blau, mit eini-

gen theils blässeren, theils dunkleren Abänderungen nuancirt. Man hält ihn für einen Onych, oder für eine Art von Jaspahat. Eine nähere Untersuchung (die aber aus leicht zu errathenden Ursachen kaum Statt finden möchte,) würde zeigen, ob es nicht eine von den Glaspasten des Mittelalters sey, welcher die Kindheit der Kunst diese auffallende Gestalt gab *).

Freylich würde der Stein auch in diesem Falle noch einen hohen Werth behalten: allein es sind wirklich einige Umstände vorhanden, welche für seine Echtheit als Naturprodukt zu sprechen scheinen. Dahin gehört die unregelmäßige, kunst-

*) Die ersten Glaspasten des Mittelalters waren sehr roh und unförmlich. Bessere Versuche in dieser Kunst, dergleichen beym van Boot und Kircher vorkommen, gehören in das spätere mediceische Zeitalter, und die Kunst wurde lange geheim gehalten. Man sehe hierüber Raspe's *Introduction on the Origin of the Art of Engraving on Hard Stones, and the Progress of Pastes*, welche dem im Jahre 1791. in London herausgekommenen *descriptive Catalogue of a general Collection of Ancient and Modern Engraved Gems etc. by James Tassie*, vorangesetzt ist.

lose Form desselben, und offenbare Mängel der Zeichnung, welche allerdings das Nachdenken mehr auf den Zufall, als auf die Kindheit der Kunst, oder die Täuschung eines frommen Betrugs führen. Die Kindheit der Kunst ist in ihren Formen steif und ängstlich; der fromme Betrug aber würde gewiß, bey aller Anstrengung die Kunst zu verbergen, die Ideen seines Jahrhunderts verrathen, oder wenigstens das Unschickliche der Zusammenschmelzung zweyer Gesichter vermieden haben. Von beyden findet sich keine Spur.

Sollte aber ja dieser Kameo das Werk eines Künstlers seyn, der fein genug war, die Natur bis auf ihre scheinbaren Nachlässigkeiten zu belauschen, so kann man ihn doch schwerlich für eine eigentliche, mit Hülfe des Rads ausgeführte Skulptur halten, sondern die erst flüssige Masse muß vielmehr in einer Form abgedruckt seyn. Ein Antiquar, der sich an sinnreichen Muthmaßungen vergnügt, könnte diese Gemme als Erläuterung der den Alten beygemessenen Kunst anführen, nach welcher sie gewisse achatartige, sehr harte Steine nachgemacht und in Formen abgedruckt haben. *).

*) Die Möglichkeit dieser Kunst ist durch die Wiedererfindung derselben von dem i. J. 1793.

Uebrigens erzählt man, daß ein Churfürst zu Mainz für diese Gemme das ganze Amt Amöneburg angebothen habe; welches Vorgeben ich auf seinem Werth oder Unwerth beruhen lasse.

Gerade über dem erwähnten Kameo ist ein anderer Stein eingesetzt, den die Tradition nicht minder merkwürdig gemacht hat. Er ist von einer weißen in's Gelbe spielenden Farbe, aber durchsichtig, und überaus glänzend. Seine vorragende Seite bildet eine völlige Halbkugel, deren Durchmesser etwas über einen Zoll beträgt. Man gibt ihn für einen Karfunkel aus, und man behauptet, daß er im Finstern leuchte, oder einen Schein gebe, wie es lange vom Karfunkel geglaubt worden ist. Sogar sind mir einige Personen genannt worden, die zur Nachtzeit in das Gewölbe gegangen wären, und sich von dem Leuchten des erwähnten Steins überzeugt hätten. Diese Personen, deren Stand und Charakter über den Argwohn erhaben ist, werden es mir verzeihen, wenn ich dessen ungeachtet eines und

in Rom verstorbenen Hofrath Reiffstein, so wie durch die neueren Versuche des Hrn. Wedgwood in London, außer allen Streit gesetzt worden. S. Winkelmann's Anm. zur G. der K. 1767., 1. Th. S. 9.

das andere bey der Sache finde, welches mit bekannten Erfahrungen nicht wohl bestehen kann.

Was man einen Karfunkel nennt, ist nach der Terminologie der Kunstverständigen (die übrigens von dem Leuchten desselben nichts wissen wollen,) ein Rubin vom schönsten Hochroth, wenn er mehr als zwanzig Karate wiegt. Ein Karfunkel oder Rubin von der Größe des obigen Steins, wäre nun freylich eine große Seltenheit: allein dieser so genannte Karfunkel hat mit einem Rubin weiter nichts Aehnliches, als daß er ein Stein ist. Wollte man sagen, es sey eine seltene Spezies vom Rubizell, als der vierten Abart des Rubins *), so ist die Vergleichung immer noch sehr gesucht, und der Stein zu blaß.

*) Gemeiniglich zählt man in der Naturgeschichte vier Abarten des Rubins unter folgenden Benennungen: 1) der Almadin oder Karfunkel von brennendem Hochroth, 2) der Balasrubin, fast rosenfarb, 3) der Spinellrubin, violett, 4) der Rubizell, gelbroth. Indessen muß man bemerken, daß die Mineralogen in der Benennung und Eintheilung dieser Gattungen gar sehr von einander abweichen. Die Alten nannten den Spinell sowohl als den Granat, und zum Theil auch den Hyazinth, Karfunkel, und

Doch es bedarf solcher weit hergehohlten Erklärungen nicht. Bey näherer Betrachtung ist dieser vermeinte Karfunkel nichts anders, als eine Abart von Topas, die in Hessen gefunden wird, und wenig Werth hat. So findet man in einigen Gegenden Schlesiens weiße, gelbe, und braune Bergkrystalle, welche unter dem Nahmen der Rauchtopase bekannt sind, und welche die Unwissenheit nicht selten für echte Topase, ja sogar für Rubine und Diamanten ausgegeben hat. Wahrscheinlich ist das Vorgeben, daß der obige Stein ein Karfunkel sey, aus einem ähnlichen Irrthum entstanden. Dieß benimmt indessen der Ueberzeugung nichts, womit unsere Vorfahren den Stein als eine große Seltenheit für das Monument mögen aufgenommen haben.

veranlaßten dadurch eine Verwechselung dieser verschiedenen Edelsteine. Einige Neuere, wie z. B. Rome de Lisle und Werner, begreifen unter der Benennung Spinell diejenige Edelsteingattung, die man bisher unter dem Nahmen Rubin aufgeführt hat; jedoch mit Ausschließung der karmesinrothen Abänderung, welche eine weit schönere und lebhaftere Farbe zeigt, als der Spinell, und zu der Gattung des Sapphirs gehört.

Was ist aber von dem Leuchten dieser Topaskugel, welches von unverdächtigen Personen versichert wird, zu halten? Hierüber könnte uns eine neue Erfahrungsprobe am besten belehren; sie müßte aber mit der nöthigen Vorsicht und Kaltblütigkeit angestellt werden, um den Täuschungen einer gespannten Erwartung auszuweichen. Ich fürchte, diese letztere habe an den bisherigen Erfahrungen mehr Antheil gehabt, als die Beobachter selbst wähnten; denn was man sucht, findet man. Der einem Flämmchen ähnliche Schimmer, den sie gesehen haben wollen, war vermuthlich Widerschein von einem unmerklich eingedrungenen Lichtstrahle, den die aufgeregte Einbildungskraft bis zum Selbstleuchten vergrößerte. Wenigstens ist der Stein, seiner sphärischen Figur wegen, sehr geschickt, das Licht von allen Seiten aufzufangen und zu reflektiren; auch hat man schon längst durch ein solches widerprallendes Licht den phosphorescirenden Schein einiger Demantarten erklärt, dessen unter andern der Graf Algarotti in seinem Newtonianismus für die Damen gedenkt.

Ueberlassen wir es der Zeit oder dem Zufall, die Sagen von jenem Kameo und diesem Karfunkel zu berichtigen: zuverlässig ist der hohe

der hohe Werth der an dem Monumente befindlichen Steine und Perlen. Man hat zwar die Echtheit derselben bezweifeln, und vorgeben wollen, daß die ursprünglich daran gewesenen echten Juwelen entwendet oder verloren, und hernach mit falschen ersetzt worden seyen: allein die Geschichte, und selbst die Natur der Sache ist dagegen. Wenn, wie es wohl nicht anders seyn kann, auch manche unechte Steine mit unterlaufen, so muß man diese Ausnahmen auf Rechnung der geringen Kenntnisse damahliger Zeit schreiben, statt eine neuere Ergänzung durch falsche Steine anzunehmen, die in jedem Betrachte viele Schwierigkeiten hat. Wer waren diese Entwender? Woher nahmen sie in der Geschwindigkeit die unechten Steine, die so genau in die alten Einfassungen paßten? Der Geist des Jahrhunderts würde sich nicht leicht an diesem Heiligthum vergriffen haben; verstockte Bösewichter aber pflegen weniger Umstände zu machen, und es ist nicht glaublich, daß sie sich die Mühe genommen hätten, die geraubten echten Steine durch falsche zu ersetzen *).

*) Im Monath May 1749, kurz vor der Ankunft des damahligen Churfürsten von Köln, als deutschen Ordens Meisters, ist das Monu-

Bey den verschiedenen Störungen, die das Monument erfahren hat, sind mehrere Kleinodien davon verloren gegangen, wie die Höhlen, wo sie gesessen haben, deutlich genug zeigen. Warum hat man diese nicht auch ergänzt? Selbst die Form der Steine scheint für ihr Alterthum zu sprechen; denn sie sind mit einer in neueren

ment von einem beeidigten Goldschmid ausgeputzt worden, welcher die vorzüglichsten Steine für echt erkannt hat. Uebrigens aber sollen, nach einer von ihm hinterlassenen Nachricht, auch viele unechte Steine vorkommen, und die Lade soll von Kupfer seyn, über welchen Umstand ich mich schon erklärt habe. In Ansehung der falschen Juwelen ist es bekannt, wie wenig man in den Zeiten des Mittelalters echte Edelsteine von unechten zu unterscheiden wußte; und die Besetzungen so mancher alten Kronen, Reliquienbehälter, Kelche und anderer Kleinodien beweisen es sehr deutlich. Jahrhunderte staunten einen weltgepriesenen Smaragd an, den der Kaiser Carl der Große der Abtey Reichenau bey Kostanz ehemahls verehrt hatte; man weiß aber jetzt, daß er bloß eine grüngefärbte Glasmasse ist. Eben so verhält es sich mit dem vorgeblichen smaragdenen Gefäße in der Domkirche zu Genua.

Zeiten wenig üblichen Simplizität durchgängig rund oder tafelförmig geschliffen, nirgends aber brillantirt.

Noch kommen die vielen Perlen in Betracht, die einen beträchtlichen Teil des Werths der an dem Monumente befindlichen Kleinodien ausmachen, und bey denen eine Täuschung kaum denkbar ist. Glasperlen waren damahls noch nicht erfunden, und was man in den Schriften so genannter Adepten von Verfertigung künstlicher Perlen aus Muscheln, Schneckenhäusern, und dergleichen findet, hat zu viele Aehnlichkeit mit manchen andern ihrer Prozeduren, als daß man darauf bauen könnte. Hat es aber jemahls eine Kunst gegeben, die solche Perlen hervorbringen konnte, als sich an unserm Monumente befinden, und ist diese Kunst, wie niemand zweifelt, jetzt verloren: so sind ihre Produktionen mehr werth, als natürliche Perlen.

Eine genaue Schätzung des Monuments, sowohl den edlen Metallen als den Juwelen nach, ist bey so widersprechenden Meinungen sehr schwer, wo nicht unmöglich. Die Sagen von dem Werthe desselben sind offenbar übertrieben *),

*) Man gibt vor, daß der Werth des daran befindlichen Goldes und Silbers sich auf 600,000

obgleich die Kostbarkeit des Ganzen nicht in Zweifel zu ziehen ist. Die Reisenden sprechen mit Verwunderung von der Pracht des Denkmahls, welches die Russische Kaiserinn Elisabeth dem heiligen Alexander Newski in dem nach ihm benannten Kloster hat errichten lassen, und Hr. Bernoulli (im fünften Bande seiner Reisen,) versichert, daß es ganz von Silber, und vielleicht das einzige in seiner Art sey. Als Produkt des achtzehnten Jahrhunderts muß es freylich in Ansehung der Kunst und des Geschmacks entschiedene Vorzüge haben: allein in

Rthlr. belaufe; die Juwelen aber sollen wohl sechs Mahl soviel werth seyn. Eine einzige Perle in der Größe eines Tauben-Eyes, die sich an der Vorderseite des Monuments in der letzten Blende rechter Hand, über dem Haupte des Apostels, befindet, wird auf 2000 Gulden geschätzt. Oben über dem sitzenden Christus erblickt man einen großen Jaspis, und gleich daneben einen ansehnlichen Smaragd, wie auch einen Sapphir. Ueber des vierten Apostels Haupte befindet sich noch eine große, aber schottländische Perle. Ein anderer kostbarer Smaragd und ein Sapphir sind zu beyden Seiten über der Maria angebracht. Ich übergehe andere als echt anerkannte Steine.

Rücksicht auf die Kostbarkeit dürfte es dem unsrigen wohl nachstehen.

Dieses prächtige Monument war der Stamm-Mutter der Landgrafen von Hessen — einer in der Geschichte immer merkwürdigen Fürstinn — zu ihrer Ruhestätte bestimmt. Ihre Gebeine und anderen Reliquien wurden hier, in rothen Damast gewickelt, in einem ebenfalls mit rothem Damast überzogenen Kistlein verwahret. Landgraf Philipp der Großmüthige aber ließ dieselben, zu Verhütung alles ferneren Aberglaubens, im Jahre 1539. herausnehmen, und an einem verborgenen Ort in der Kirche, von dem nur zwey Personen Wissenschaft gehabt haben, begraben; das Kistlein aber auf das Schloß zu Marburg, und einige Jahre nachher (1546.) nebst dem Monumente nach Ziegenhain bringen. Die damahligen Kriegesunruhen machten diese Vorsicht nothwendig. Nach Verlauf zweyer Jahre wurde das Monument, nebst dem Kistlein und allen Kleinodien, an den damahligen Landkomthur zu Marburg Johann von Rehen wieder ausgehändigt *).

*) Die vom Landkomthur darüber ausgestellte klare und umständliche Bescheinigung findet sich in Kuchenbecker's *Analect. Hass.* 2te Samml. S. 221 f.

Daß bey dieser Gelegenheit der Ort, wo die Gebeine beygesetzt waren, dem Landkomthur sey angezeigt worden, und dieser sie habe ausgraben, und wieder in das Monument legen lassen, wird von vielen bezweifelt: allein auch dieser Umstand hat durch eine nähere Untersuchung ein nicht zweydeutiges Licht erhalten. Die klaren, und genaubestimmenden Worte der vom Landkomthur darüber ausgestellten Empfangsurkunde heben alle weitere Bedenklichkeit *). Die Gebeine wurden dem Landkomthur ausgeliefert, aber nicht wieder in das Monument gelegt, sondern sie befinden sich wahrscheinlich in den Händen der Katholischen.

Die feyerliche Umhertragung dieses Monuments bey seiner Einweihung ist auf der innern Seite eines Thürflügels der in der St. Elisabethenkirche befindlichen vergoldeten Basreliefs abgemahlt. Diese und andere Mahlereyen auf den erwähnten Thürflügeln sind, im Vorbeygehen gesagt, wegen ihres Alterthums, und des dabey gebrauchten Goldes merkwürdig. Ihre Zeichnung ist richtig, und das Kolorit noch sehr frisch.

*) S. Estor's *Epistola ad d. Herm. Schminckium, qua de Reliquiis S. Elisabethae vulgaris error reiicitur*, beym Kuchenbecker am a. O.

Kenner haben darin etwas von der Manier Albrecht Dürer's finden wollen. Ob sie von einem seiner Schüler, oder gar von ihm selbst herrühren, müßte durch historische Belege dargethan werden. Indessen sind sie, vermöge der darauf befindlichen Signatur, in den Jahren 1512. und 1514. gemahlt worden, und fallen also wirklich in die letzte Periode Albrecht Dürers, der i. J. 1528. starb *).

Ehe ich diesen Aufsatz schließe, wird es nicht zweckwidrig seyn, noch etwas über die Ausführung des oft erwähnten Monuments, als Produkt der bildenden Kunst, überhaupt zu sagen. In den älteren Zeiten sah der Aberglaube an diesem Denkmahle nur den versinnlichten Gegenstand seiner Verehrung; in der Folge hat man bloß die reiche Goldmasse angestaunt, und in beyden Fällen Lob und Tadel meist ohne Grund ertheilt. Weder mit richtendem Stolze, noch mit Unterdrückung meines Kunstgefühls, hab' ich aus einem andern Gesichtspunkte beobachtet.

*) Vergl. Nachricht von einigen unerkannten Kunstwerken Albr. Dürer's und andern Kunstschätzen in der Elisabethenkirche zu Marburg; in Wielands N. T. Merkur v. J. 1802. 8. St. S. 268 f. d. H.

Die Kostbarkeit bey Seite gesetzt kann die Darstellung selbst, als Produkt der bildenden Kunst betrachtet, unmöglich einem richtigen Geschmack schmeicheln. Alles ist überladen, nichts mit kluger Wahl angeordnet. Vergeblich sucht man hier die schönen und genau berechneten Verhältnisse, das Bedeutende und Ausdrucksvolle, wodurch allein Werke der Kunst auf den Geist wirken können. Die Gesetze der Schwere und des Gleichgewichts sind oft verletzt, z. B. in den unförmlich großen Dachknöpfen, im Stande der Figuren, in den Säulen der Blenden, u. s. w. Auf Beleuchtung und Schatten ist gar keine Rücksicht genommen, und das darauf fallende Licht bringt um so mehr eine schlechte Wirkung hervor, da die Stellungen der Apostel ganz ohne Wahl und Absicht sind; mehrere derselben kommen auf der andern Seite wieder vor, und scheinen in Einer Forme gegossen zu seyn. Die Gesichter starren ohne allen Ausdruck vor sich hin, und der Mangel an Verhältniß zeigt sich besonders in den drey Figuren des Heilandes, der Maria, und der Elisabeth, welche fast noch einmahl so groß sind, als die Apostel. Es ist klar genug, daß ihr Vorzug dadurch ausgedrückt werden soll; nur ist der Einfall seinem Zeitalter

zu sehr angemessen, als daß er eine gute Wirkung thun könnte. Man möchte sagen, der Künstler habe seinen Figuren an Masse zulegen wollen, was er ihnen an Geist nicht geben konnte. Aber dagegen ist in der vierten Hauptfigur der gekreuzigte Christus nebst dem Engel, in Vergleichung mit den Aposteln, wieder sehr klein abgebildet *).

Bey dem Allen ist es eine billige Forderung an den Kenner, daß er sich um einige Jahrhunderte zurückdenken, und die Bedürfnisse der damahligen Zeiten, die solche Verirrungen des Geschmacks auf gewisse Art unvermeidlich machten, erwägen solle. Man vergesse nie, daß dieses Monument in der letztern Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts sein Daseyn erhielt, das ist, noch vor dem glücklichen Zeitpunkte, wo selbst in Italien nach einer langen Barbarey den Künsten und dem Geschmack das Licht wieder aufzugehen begann **).

*) Eine treue Abbildung dieses Monuments steht in meiner Lebensbeschreibung der heiligen Elisabeth. Zürich 1797. d. B.

**) Cimabue, der Wiederhersteller der Mahlerey, aus dessen Schule nachher Leonhard da Vinci hervortrat, lebte gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts.

Man fordre also von einem Kunstwerk aus so entfernten Zeiten nicht mehr Vollkommenheit, als sich mit den damahligen Begriffen vereinigen läßt. Regel und Kunst, so wie das Schönere und Bedeutungsvollere, mußten nicht selten der Absicht, dem Volke die Gegenstände seiner Verehrung anschaulich zu machen, aufgeopfert werden. Es wäre sogar Religionsverbrechen gewesen, von den einmahl als bestimmt angenommenen Vorstellungen abzuweichen. Diese Vorstellungen waren ein Hülfsmittel der Religion, und durch eine stille Verabredung in die kirchlichen Gebräuche eingeführt *). Wenn man hierauf nicht

*) Hierin haben die Vorstellungen des Mittelalters etwas Aehnliches mit denen der alten Griechen — den bessern Geschmack abgerechnet. "Die Bildung der Götter", sagt Winkelmann, "war unter allen griechischen Künstlern so allgemein bestimmt, daß sie durch ein Gesetz scheint vorgeschrieben gewesen zu seyn. Ein Jupiter, ein Apoll, Merkur, Bacchus Liber Pater, Herkules in der Jugend, und im Alter — sind auf Münzen und Steinen sowohl, als an Statüen, nach einer und eben derselben Idee gebildet. Der Glaube war allgemein, daß die Bilder der Götter den größten Künstlern geoffenbaret worden seyen; so,

gehörige Rücksicht nimmt, so läuft man Gefahr, gegen den Geschmack eines so entfernten Zeitalters ungerecht zu seyn. Die Kunst ist nicht eigentlich Kunst mehr, wenn sie, wie in unserm Falle, bloß die Formen gottesdienstlicher Verabredungen ausdrucken darf.

Bleiben wir der Natur und dem guten Geschmack getreu, indessen uns diese Goldmasse ein schätzbares Denkmahl darstellt, das uns mit dem Geiste der damahligen Zeit bekannt macht. Es verdient auf immer erhalten zu werden, und es müßte eine furchtbare Revolution seyn, die ihm den Untergang brächte.

wie Parrhasius sich rühmte, daß ihm Bacchus erschienen sey, in der Gestalt, in welcher er ihn gemahlt hatte." Gesch. der K. Dresden 1764, S. 166. u. 167.

IV.

Der Spiegel,
ein Traum Xenophons.

Xenophon, dieser berühmte Schüler des Sokrates, ging eines Tages frühe vor eines der östlichen Thore von Athen, um seine Augen an dem prächtigen Schauspiele des Sonnenaufgangs zu weiden. Ein dünner Nebel lag auf der Flur, einzelne Sterne blickten noch am dunkelblauen Himmel, und die duftende Sommernacht schien ungern dem anbrechenden Tage Platz zu machen. Indessen verbreitete sich die Morgenröthe immer mehr, und bald sah man die höchsten Berge der zahlreichen Inseln des ägeischen Meers von der Sonne vergoldet.

Den Blick unverwandt auf das schöne Schauspiel geheftet, stand der Weise am Ufer des Meers, und empfand den wohlthätigen Einfluß der verjüngten Natur. Eine geraume Zeit überließ er sich ganz seinem Gefühle; dann ging er etwas tiefer an das Gestade hinab, wo das Anschlagen der Wellen an dem felsigen Ufer eine kleine Brandung machte. Plötzlich fiel ihm eine

menschliche Gestalt in die Augen. Er trat näher, und sah einen Jüngling, der auf einer weit hervorragenden Klippe sitzend, den Kopf auf beyde Hände gestützt, in dumpfer Betäubung das Meer anstaunte.

Diese Stellung, der wilde Blick und das nachlässig übergeworfene Kleid verriethen einen heftigen Gemüthszustand, der dem Menschenkenner nicht entging. Es war die furchtbare Stille vor einem nahen Sturm, und Xenophon, der einen gewaltsamen Ausbruch ahndete, entschloß sich, der Gefahr vorzubeugen.

"Wie so früh, und in welcher Stellung? mein Freund," redete er den Jüngling an. Ein aus Schrecken und Unwille gemischter Blick war Alles, was er zur Antwort erhielt. Er fuhr also fort:

"Fasse Muth, junger Mensch; du siehst einen Freund vor dir, der dich vielleicht aufrichten kann, wenn du in einer mißlichen Lage bist, wie mir deine Stellung zu verrathen scheint."

Der Jüngling schüttelte mit einem bittern Lächeln den Kopf.

"Der Kummer, der dich drückt, muß schwer seyn, das zeigt mir diese in sich gekehrte Ab-

spannung aller Kräfte. Aber vertraue mir seine Ursache; vielleicht kann ich sie heben!"

Bist du ein Gott? sprach der Jüngling, indem er sich vom Sitz erhob, und den Weisen starr ansah.

"Ich bin ein Mensch, aber ein Mensch, der die Götter ehrt, und seine Brüder liebt! Ich möchte dich glücklich wissen."

Du kannst mir nicht helfen!

"Aber vielleicht kann ich in deine Wunden Balsam gießen, bis die Zeit sie heilet!"

Die Zeit? vermag sie dem, was ewig währet, Gränzen zu setzen? Die Welt hatte nur Eine Theano, und diese Eine ist für mich verloren — ungetreu, in den Armen eines Feindes, eines Nichtswürdigen! Keine Gottheit kann mir diesen Verlust ersetzen, und Du wolltest meinen Schmerz darüber lindern?

"Du liebst also?"

Wenn dir das die Stimmung, in der du mich fandest, nicht sogleich sagte, so hast du nie geliebt!

"Guter Jüngling, ich kenne deine Leiden, und verzeihe ihrer Ursache die Muthlosigkeit, in der ich dich sehe. Aber für jeden Schmerz gibt's

ein Linderungsmittel, selbst für den heftigsten — den Schmerz unglücklicher Liebe."

Der Jüngling sah ihn stier an, und ließ einen unwillkürlichen Blick auf das Meer schießen. Xenophon verstand den Wink, und lenkte das Gespräch auf einen dem Scheine nach entfernten Gegenstand — um dem Ziele seiner Unterredung unvermerkt, und desto gewisser näher zu kommen.

"Ich habe," sprach er, "vor einiger Zeit einen Traum gehabt, der, wie ich nun sehe, gewiß ein Werk der guten Götter war. Der schöne Morgen rief ihn mir wieder in das Gedächtniß; eben sann ich seiner Deutung nach, als ich dich hier am Ufer des Meeres fand. Auch der Morgen nach jenem Traume war schön, und lehrte mich aus der erwachenden Natur neuen Genuß des Lebens schöpfen! Siehst du, wie herrlich der Tag dort aufgeht, und sein Rosenlicht in den fröhlichen Wellen spiegelt?"

Träumtest du vom anbrechenden Tag? — Er geht nicht wieder auf!

"Sein Licht vergoldet schon die Berge des schönen Lesbos. Auch dem nächtlichen Kummer geht der Tag wieder auf, so bald er die Höhle verläßt, die dem Licht allen Zugang verwehret.

Aber mein Traum hatte mit dem anbrechenden Tage nichts zu thun."

Nennst du meinen Kummer einen Traum? sprach der Jüngling mit Heftigkeit.

"Nein," versetzte Xenophon; ich träumte nicht von dir!

Und doch muß dein Traum meinem Schicksale gleichen, wenn er mit dem anbrechenden Tage nichts zu thun hatte. Er macht mich neugierig, laß mich seinen Inhalt hören!

"Mir kam es vor," begann der Weise, "ich befände mich auf dem Gipfel jenes Berges, der dort in die Wolken emporstrebt. Ich sah daselbst den großen Jupiter, um dessen Thron sich eine Menge Menschen versammelt hatte. Zu seinen Füßen lagen die zwey Tonnen, ihm zur Rechten schwebte der Adler, welcher bald nach dem Saturnier aufblickte, bald den in der festgeschlossenen Klaue rastlos zückenden Blitz betrachtete. Etwas seitwärts vor dem Throne stand der Götterbothe mit dem Schlangenstabe, der sich bald darauf unter den Haufen mischte.

An der Hand Merkurs trat jetzt ein hagerer Mann hervor. Sein tief liegendes Auge verrieth innere Unzufriedenheit, heftige Leidenschaften hatten sein Angesicht durchwühlt. Jupiter neigte

den Zepter gegen ihn, und er redete den Gott also an:

"Ich bin, mächtiges Haupt der Götter, ein Nachkomme jenes gefeyerten Hektors, der den Achilles selbst zum Weichen brachte, und den Patroklus erlegte. Der Ruhm meines Geschlechts, den ich auf jede Art zu erhalten bemüht war, gab mir ein Recht auf öffentliche Achtung, und auf alle die Beweise von Unterwürfigkeit, wodurch das niedere Volk — — —"

Ein im Haufen entstehender Tumult unterbrach den Redner. Jupiter geboth Stille mit dem goldnen Stabe, den er in seiner Hand hielt, und sandte dem Abkömmling Hektors einen zürnenden Blick, worauf dieser sich unter der Menge verlor.

Es währte nicht lange, so näherte sich ein anderer beynahe durchsichtiger Mann dem Throne. Seine gierigen, mißtrauischen Blicke durchwühlten beständig den Haufen, kehrten aber immer nach den zwey Tonnen zurück, die zu Jupiters Füßen lagen. Der Gott gab ihm ein Zeichen, und er begann mit heiserer Stimme:

"Das Leben ist kurz, und mühselig sind die Wege zum Besitze der Güter zu gelangen, wo-

durch wir es noch ein wenig schmackhaft machen, und seine Dauer auf unsere Nachkommen ausdehnen könnten. Diese Güter selbst sind sparsam zerstreuet, die ganze Natur ist zu arm, alle die Bedürfnisse zu befriedigen, die uns der Zorn der Götter auferlegt hat. Dieß ist die Ursache meiner Sorgen, und meiner schlaflosen Nächte. Gib, o Jupiter — — —"

"Führe diesen hinweg!" sprach der Donnerer zum Merkur, mit einem Blick, in dem sich Unwille mit Verachtung mischte. Der Götterbothe ergriff den Harpagon, der sich zürnend noch ein Mahl nach den Tonnen Jupiters umsah.

Unmittelbar darauf brachte Merkur einen jungen Menschen vor die Thronstuffen, der durch seine Gestalt Aller Augen an sich zog. Es war das Bild der Jugend mit allen Kennzeichen eines frühzeitigen Alters. Sein Angesicht war hager und bleyfarbig, der Blick schmachtend; alle seine Bewegungen verriethen innern Kampf. Eine stille Wehmuth, die sich über sein ganzes Wesen verbreitet hatte, schien sich von der allgemeinen Theilnahme an den Freuden der Natur loszusagen. Bisweilen heiterte ein Strahl von Hoffnung seine Stirne: aber es war das Lächeln eines stürmischen Frühlingstags. Die unstäten

Blicke suchten Hülfe beym Oberhaupte der Götter, an welcher doch das Herz verzagte.

Eine gewisse Aufmerksamkeit, womit Jupiter diesen Jüngling betrachtete, schien ihm Zutrauen einzuflößen. Mit dem Anstande des gebeugten Edelmuths trug er sein Anliegen also vor;

"Mit allen Ansprüchen auf Genuß und Glückseligkeit, die mir Geburt und bürgerliche Verhältnisse gaben, hab' ich, mächtiges Haupt der Götter! den Leiden nicht entgehen können, die ein heller Geist und ein fühlendes Herz mir bereiteten. Was die Quelle meiner Seligkeit war, ist mein Elend geworden. Ein Mädchen, schön wie die Morgenröthe, machte mir das Erdeleben zum Paradies, jeden Lebensgenuß zum Entzücken. Aber das Paradies ward zur Einöde, das Entzücken zur Pein. Die reitzende Charemis vergaß ihre Schwüre, ihre Liebe, und mich. Das Gefühl meines Elends hat keinen Nahmen. Nimm, großer Jupiter, dein Geschenk eines allzufühlbaren Herzens zurück, oder — — —"

"Ich verstehe dich, Sterblicher (sprach Jupiter); dein Unglück ist eine zu große Anlage glücklich zu seyn. Aber beruhige dich: in jeder Empfindung ist das Aeußerste der Uebergang zu ei-

ner entgegengesetzten. Alle diese Menschen hier bitten mich um Verbesserung ihres Zustandes. Wie soll ich ihnen helfen? Welche neue Einrichtung der Welt wird es möglich machen, so viele sich durchkreuzende Wünsche in einem Punkte zu vereinigen? — Eine neue Einrichtung der Welt? — Nein das geht nicht!"

Hier rieb sich der Wolkenversammler die Stirn, und fuhr nach einer kleinen Pause fort:

"Höre, Merkur! führe diesen Bittenden in das Innere des heiligen Hains, und laß ihn dort im Tempel des Schicksals in den Spiegel sehen!"

Plötzlich umgab eine nächtliche Dunkelheit den Thron Jupiters, und mich. Als es wieder helle wurde, war die ganze Szene verändert. Ich befand mich in einem auf frey stehenden Pfeilern ruhenden Tempel, den ein dunkler, ehrfurchterregender Hain umschloß. Mitten in diesem Tempel stand ein Altar von röthlichem Marmor, zu dem man auf Stuffen hinanstieg. Eine Priesterinn in blendend weißem Gewande, mit einer blauen Binde gegürtet, unterhielt ein Feuer auf dem Altare, dessen reine ätherische Flamme weder Rauch noch Funken von sich gab,

Ich verlor mich ganz in der Schönheit dieses Anblicks, als der vorhin erwähnte Jüngling an der Hand Merkurs vor den Stuffen des Altars erschien. Die Priesterinn empfing ihn freundlich, und reichte ihm eine goldne Schaale dar, welche sie aus einem nebenstehenden Opfergefäße gefüllt hatte.

Der Jüngling kostete, seine Stirne heiterte sich, und wiederkehrende Zufriedenheit klärte sein Auge. Jetzt hob die reitzende Deiphobe einen Schleier auf, der einen auf dem Altare stehenden Spiegel bedeckte. Ein sanftes Licht, das von der Flamme des Heerdes durch Wiederschein entstand, verbreitete sich rings umher; doch konnt' ich von dem, was der Spiegel in seinem Innern zeigte, nichts unterscheiden.

Jetzt näherte sich der Jüngling, sah in den Spiegel und — fuhr erschrocken zurück. Ein bedeutender Blick der Priesterinn schien ihn noch mehr zu verwirren; er wandte sich mit unwillkürlicher Bewegung von ihr ab. "Was sahst du?" fragte ihn darauf Merkur. "Ach! ist's möglich?" seufzte der Jüngling, "Charemis, die Einzige, die Vergötterte — sie, um die ich Alles, selbst mein Leben, gegeben hätte — in eine Furie

mit zückendem Dolche verwandelt? Nein, ich kann den Anblick nicht ertragen!"

Er schmiegte sich an den Merkur, und verbarg sein Angesicht im Arm. Zugleich vernahm ich eine fernher hallende Stimme: "Bebe nicht zurück, Sterblicher, vor dem Spiegel, den dir die Himmelstochter Weisheit im Gewande der Freude entschleiert! Nicht in den Auftritten des Lebens, nur in der Art sie zu betrachten, liegt euer Wohl und Wehe; ihr selbst könnt den Einfluß der Dinge um euch her auf euer Glück zerstörend oder wohlthätig machen. Das Ziel eurer heftigsten Wünsche ist ein Traum: wenn dieser Traum peinigend wird, so eilet zu jenem Spiegel, damit er seine Täuschungen auflöse!"

Die Stimme verhallte, und die Gegenstände verwirrten sich vor meinen Augen, als ein Getöse im Vorzimmer mich aufweckte. Ich erhob mich vom Lager, und ging auf den Portikus heraus. Es war ein lieblicher Morgen: aber mein Traum beschäftigte mich so stark, daß ich mit angenehmer Selbsttäuschung seine Bilder in der wieder erwachenden wirklichen Natur suchte. Nie stieß mir seitdem eine Begebenheit auf, wo

ich nicht an den Spiegel, und an die Priesterinn im weißen Gewande dachte."

Hast du denn seitdem nicht wieder geliebt? fragte der Jüngling unmuthig, und ging mit langsamen Schritten der Stadt zu.

V.

Ideal und Nachahmung.

Die Künste, welche von der Zeichnung abhangen, und sich hauptsächlich mit Nachbildung des menschlichen Körpers beschäftigen, sind seit Kurzen *) unter einen Gesichtspunkt gezogen worden, der sie nothwendig herabwürdigen, oder doch die Begriffe davon schwankend machen muß.

Wenn Mode, Originalsucht, oder Schwärmerey irgend einen Lieblingssatz aufstellen, so convergiren gemeiniglich alle Untersuchungen in diesem lichten Punkte. Unerfahrne glauben dann die aufgehende Sonne zu erblicken: in den meisten Fällen aber ist's nur ein Meteor, dessen Flatterscheine blenden, ohne zu erleuchten.

Einen solchen Lieblingssatz aber stellt uns der Genius der Zeit in der Physiognomik dar, indem man die darauf gebauete unbedingte Nachahmung der Natur zum Axiom in den bildenden Künsten erheben will. Die Wirkungen dieses Bestrebens lassen sich ohne prophetischen Geist voraus sehen. Seitdem man das

*) Geschrieben im Jahre 1780.

Daseyn wirklicher Ideale — selbst unter den Kunstwerken der alten Griechen aus den besten Zeiten — bestritten hat, ist für unser Natur allumfassendes Jahrzehent kaum noch ein Schritt zu thun, um allmählich in die Kindheit der Kunst zurück zu sinken.

Man hat nähmlich nicht nur die Schöpfungen oder berühmtesten neueren Künstler, sondern auch sogar die Meisterstücke der griechischen Kunst — so wie die Werke Homer's, Ossian's, Milton's, Klopstock's — für nichts mehr, als Kopien der Natur, und ihrer selbst, das ist jedes Meisters, erklärt *).

Dieser Begriff ist, auf's gelindeste gesprochen, sicherlich zu weit ausgedehnt; und der Zusatz: ihrer selbst, gibt der Sache eine Wendung, die sich in einem Zirkel verliert, wenn sie nicht einen offenbaren Widerspruch enthält.

Was eigentlich Ideal sey, zu beleuchten, und diesen zu weit ausgedehnten Begriff von Nachahmung in seine Gränzen zurück zu leiten, wird also der Zweck folgender Gedanken seyn.

Mit einem hinlänglichen Vorrathe von Witz, und mit der Gabe, jeden Gegenstand so gegen

*) Man sehe z. B. Lavater's physiognom. Fragm. III. B. I. Abschn. 4. Br. S. 40 f.

das Licht zu drehen, daß er das scheinen muß, was wir wollen, läßt sich überhaupt viel Neues vorbringen. Wenn nur aber das Neue auch immer das Bessere wäre! Das viele Gute, Mittelmäßige, und Schlechte, welches man seit einiger Zeit über Ideal und Nachahmung vorgebracht hat, macht ein so heilig Dunkel um die ganze Sache, daß es schon der Mühe werth ist, ein wenig näher hinzu zu treten, um, wo möglich, die Nebel zu durchdringen.

Ich muß gestehen, daß mir selbst die Gründe, womit Hr. Lavater in seinen physiognomischen Fragmenten das Daseyn der Ideale hat bestreiten wollen, kein Genüge geleistet haben. Doch nicht die Sucht zu widersprechen, sondern das Bestreben nach Wahrheit, hat mich bewogen, meine Gedanken nieder zu schreiben. Willkommen soll mir jeder seyn, der mich Wahrheit finden lehrt — selbst auf dem Wege, wo ich sie nicht vermuthete.

Ich kenne das Bedürfniß der Kunst, und das Unerreichbare der Natur: aber weit entfernt darin Gründe für ein hinkendes Nachahmen der ersten zu finden, scheinen mir beyde nicht bloß das Daseyn, sondern selbst die Nothwendigkeit der Ideale zu bestätigen. Was ist Ideal? und

was ist bloße Nachahmung? Diese Fragen hätte man vorerst beantworten, und dadurch den Begriffen ihre nöthige Bestimmtheit geben sollen, ehe man so zuversichtlich behauptete, daß die griechischen Künstler bloß ihr Zeitalter und dessen schönere Menschheit kopiret hätten. Dunkle Vorstellungen haben diese Behauptung veranlaßt; man gebe ihnen Helle, und das ganze darauf gebaute Räsonnement wird Logodädalie!

Nach dem gemeinen Begriffe nennen wir Ideal, was nach allen seinen konstituirenden Theilen, und ihrer Wirkung zum Ganzen entweder gar nicht, oder doch äußerst selten, in der wirklichen Natur angetroffen wird. So auch in Absicht auf die Künste hat eine lange Gewohnheit dem Worte die Bedeutung gegeben, daß man Uebernatur, hinaufgestimmtes Wesen einer andern Welt, darunter versteht. Ich werde mich an diesen Begriff halten, ohne ihn jedoch als bestimmt voraus zu setzen; denn erst unten wird er durch nähere Modifikation seine Bestimmtheit erhalten.

Hier entsteht nun die Frage: Kann der Künstler — nicht zwar der gemeine, sondern der schöpferische, geniereiche Künstler — nichts hervorbringen, das die Natur unter gleichem Licht

übertreffe? "Der Künstler, sagt man, schöpft seine Ideen aus der wirklichen Natur. Nachdem seine Phantasie durch das Anschauen der außer ihm befindlichen schönen Formen genährt wird, nachdem wird er uns auch das Empfundene wieder geben. Die göttlichsten Gesichter, die er hervorbringt, sind nur Schattenbilder von erhaltenen wirklichen Eindrücken — unbefriedigendes Nachhinken schönerer Natur. Albano und Maratti schufen ihre Madonnen, ihre Liebesgöttinnen und Nymphen — jener nach einer Geliebten, dieser nach einer Tochter; und die griechischen Künstler waren bloß darum in Nachbildung körperlicher Schönheit so vortrefflich, weil ihnen ihr glückliches Land schönere Menschheit darboth. Ihre Werke sind daher bloß für uns Ideale; für sie waren sie's nicht."

So, oder ungefähr in dem Tone pflegt man gegen das Daseyn wirklicher Ideale zu deklamiren. Zum Unglück sind warme Ausrufungen von Würde der menschlichen Natur und ihrer Unerreichbarkeit, im Gegensatze mit philosophischem Beobachtungsgeist und einer nicht gemeinen Kenntniß der Künste, wenig befriedigend. Man hätte die Art, wie die Natur, und wie die Kunst schafft, bestimmen, und die Gränzen festsetzen

sollen, wo sie einander ausweichen. Dieß würde Klarheit in die Sache gebracht, und den ruhigen Zuschauer in den Stand gesetzt haben, sowohl der Natur, als der Kunst, das ihrige zu geben; denn beyde haben ihr Eigenthümliches, und, wenn ich so sagen darf, Unerreichbares! Aber der neuere Untersuchungsgeist wandelt gern auf Blumen; in der Freude über das Neugefundene merkt er nicht, daß es bloß das Alte in einem neuen Gewand ist. Wir drehen uns in einem ewigen Zirkel, und streiten nur darum, weil wir einander nicht verstehen.

Allgemein zugegeben: der Künstler schöpft seine Ideen aus der wirklichen Natur, ist es eben so allgemein wahr: er gibt sie nie so rein, oder unrein — so ohne allen Zusatz seiner eigenen Individualität, wieder zurück, als er sie durch die Sinne empfangen hat; nein, er gibt uns veränderte, und, wenn er Genie ist, hinaufgestimmte verschönerte Natur zurück.

„Aber diese hinaufgestimmte, verschönerte Natur ist ja doch alle Mahl das Resultat von ehemahls gehabten wirklichen Empfindungen; wir haben keine Begriffe, als durch die Sinne!"

Wenn dieß ein Einwurf seyn soll, so ist er von der Art, wo man nicht weiß, ob es Ernst

oder Scherz sey. Der Streit, ob es angebohrne Ideen gebe, gehört nicht hier her: in Absicht auf die Künste kann man, unbeschadet des von mir behaupteten Ideals, mit Locke annehmen, daß es deren nicht gebe. Jedes Produkt menschlicher Kunst ist Abdruck von gehabten Gedanken und Empfindungen, alle Gedanken und Empfindungen aber erhalten wir durch die Sinne; daran zweifelt kein vernünftiger Mensch. Wenn man aber aus dieser Erfahrung weiter folgert: Also kann der menschliche Geist schlechterdings nichts schaffen, weil alle seine Vorstellungen ihren Grund in der wirklichen Natur haben; so weiß ich in der That nicht mehr, was ich mir unter Ideal und Nachahmung denken soll.

Der menschliche Geist erhält allerdings die ersten Urbegriffe von wirklichen Eindrücken: aber er kann sie auf unendliche Art modifiziren, und mit einander verbinden. Ein aus dieser Verbindung entstandenes, und mit Absonderung aller Nebenzwecke nach den Begriffen hoher Schönheit in sich vollendetes Ganze nenn' ich Ideal.

Es ist also kein Einwurf gegen die Möglichkeit des Ideals, wenn man sagt, daß alle Vorstellungen des menschlichen Geistes ihren Grund in der wirklichen Natur haben. Man spricht

von Ideal, und spannt den Begriff davon über alle Schranken menschlicher Erkenntniß hinaus: ist das philosophisch?

Wenn ich die hohe Schönheit der vorzüglichsten Werke griechischer Kunst diesem nach hauptsächlich in dem Genie und der veredelnden Vorstellungskraft des Künstlers finde, so geb ich dabey unbedingt zu: daß der Künstler seine Ideen aus der wirklichen Natur schöpfe. Die schönere Menschheit, welche die griechischen Künstler vor Augen hatten, wirkte unstreitig auf ihre Kunstwerke: aber sie gaben uns diese schönere Menschheit in einer Reinheit und Vollkommenheit zurück, wie sie nur von einem Genie empfunden und dargestellt werden kann. Mag also Phryne oder Kampaspe dem Apelles zur Venus Anadyomene gesessen haben: die Göttinn, welche der Mahler schuf, war weder Phryne, noch Kampaspe; sie hatte nie unter den Sterblichen gewandelt, sondern sie war das Geschöpf des Künstlers, der aus der Summe von Schönheiten, die ihm sein Genie darboth, die edelsten Züge wählte, und mit dem sinnlichen Eindruck verschmolz.

Freylich also, nachdem die Phantasie des Künstlers mit mehr oder minder vortrefflichen Vorstellungen angefüllt und genähret wird, nach-

dem wird er uns auch das Empfundene wieder zurückgeben. Die Idee muß erst in der Seele des Künstlers vorhanden seyn, ehe sie die Materie annimmt; der Kamtschadale kann keine Griechinn mahlen, und der Italiäner ist auch in der Zeichnung gemeiner Menschen noch edel. Aber eben diese Nothwendigkeit, führt sie nicht selbst das Nachdenken auf die Entstehung und das wirkliche Daseyn hoher Ideale?

Diese Behauptung, wenn man sie zumahl außer ihrem Zusammenhange vorträgt, möchte vielleicht dunkel und gewagt scheinen: ich werde sie also etwas mehr zu bestimmen trachten.

In den wenigsten Fällen — ich dürfte fast sagen, in gar keinem Falle — sind es beym Künstler bloß die äußerlichen Formen; die Vollkommenheit seiner eignen Organisation, seine Vorstellungsart, und die leidenschaftliche Theilnehmung sind es hauptsächlich, welche ihn zur Begeisterung hinreißen, und ihm jenes verliebte Hochgefühl einflößen, womit er, wenn ich so sagen darf, geheiligt und gereinigt wiedergibt, was er empfunden — unter tausenden vielleicht allein empfunden hat.

Die Phantasie des Künstlers verwandelt die erhaltenen Eindrücke in dichterische Bilder, oder

nimmt die Bilder selbst aus einem Dichter; sie wird dadurch befeuert, und erhabener Vorstellungen fähig gemacht, sie ordnet, wählt, setzt hinzu, und läßt hinweg — kurz, sie gibt, nach dem von mir oben gebrauchten Ausdruck, das Empfundene geheiligt und gereinigt zurück. Nach dem Plato und Valerius Maximus (III. B. 7. Kap.) erhitzte Phidias, als er seinen olympischen Jupiter schuf, seine Einbildung durch den Homer, und gestand, daß ihm bloß durch dieses Mittel ein so zu sagen aus dem Himmel selbst herabgehohltes Antlitz geglückt sey.

Ideal also ist, wenn man will, das höchste Schöne der Natur: aber gerade dieß höchste Schöne der Natur ist es, von dem ich behaupte, daß es nicht wirklich existire, sondern bloß in der Vorempfindung des Künstlers sein Daseyn erhalte, und daher so gut, als Homers Götter, Wesen einer andern, einer vollkommenern Welt genannt werden könne. Ein vollendetes Kunstwerk ist mir nichts anders, als harmonische Darstellung der versinnlichten Seele des Künstlers. Ist dieser Künstler Genie, so wird die in seiner Denk- und Gemüthskraft modifizirte Hinbildung

eines Gegenstands in keinem Falle rein individuelle Natur seyn.

In so fern also die Idee eines Kunstwerks in der Seele des Künstlers vorhanden seyn muß, ehe sie die Materie annimmt; und in so ferne sie gerade hier, durch die Assoziation anderer der Zeit und dem Raume nach verschiedener Ideen, den Grad von hoher Schönheit erhält, der sie über einzelne Naturprodukte erhebt: so folgere ich von dieser Nothwendigkeit auf die Produkte der Kunst, die ihr Daseyn jener Idee zu danken haben.

Der echte Künstler, um seinem Werk die höchstmögliche Schönheit zu geben, verschmelzt heterogene Erscheinungen in der Natur, und erlaubt sich zu dem Ende nicht selten die kühnsten Zusammensetzungen. Diese Fertigkeit, ganz verschiedene und widersprechend scheinende Aeußerungen eines Charakters auf den Punkt der Individualität zu reduziren, war den griechischen Artisten in einem hohen Grade eigen. Sie milderten Großheit mit Reiz, männliche Stärke mit jugendlicher Sanftheit; sie gaben dem Vater der Götter die Würde und den Ernst, aber niemahls die Schwachheiten des Alters, und sie vermischten sogar beyde Geschlechter, wie z. B.

an dem Bacchus. In diesem Umstande scheint der wahre Grund von einer gewissen Göttlichkeit zu liegen, die man an ihren Werken zwar fühlen, aber nicht beschreiben kann *).

Wer wird nun eine solche mittels einer hohen Idee entstandene, und ausgebildete Schöpfung Darstellung individueller Natur nennen? —

Doch wir wollen einmahl annehmen, der Künstler sey bloßer Kopist. Ist denn die Natur

*) Hogarth, Zergl. der Schönh. S. 47. der Berliner Ausgabe, merkt vom Apoll zu Belvedere an, "daß er durch einen Anblick, welcher etwas mehr als menschliches zeige, und welches die Reisenden gemeiniglich nicht zu beschreiben im Stande sind, in Erstaunen setze. Diese Wirkung sey desto bewundernswürdiger, da, wenn man es untersuche, das Unproportionirliche daran auch einem gemeinen Auge klar sey. Es müßten daher einige Glieder mit Fleiß seyn verlängert worden." Unstreitig ist dieses auch bey vielen andern Statuen der Fall. Nach Winkelmann, Anmerk. zur Gesch. der K. 1767., S. 39., haben die alten Künstler, um der Brust eine prächtige Erhobenheit zu geben, die Distanz von der Halsgrube um einen Zoll und darüber länger gehalten, als es sich in der Natur findet.

nach allen ihren Theilen so vollkommen, daß dem Genie in der Wahl des Augenblicks, in der Stellung gegen das Licht *), im Ausdruck und in Mischung der Leidenschaften, in Weglassung kleiner Unvollkommenheiten, mit denen die Natur alle Zeit zu ringen hat, nichts mehr zu thun übrig blieb?

In der Natur ist absichtlich Mitwirken zur Vollkommenheit des Ganzen das höchste Gesetz, welches oft mit Aufopferung der Schönheit erhalten werden muß. Nicht also in den Künsten! Gefallen ist ihre Absicht, sie leben und athmen nur in der Schönheit. Selbst die wirkliche Natur, wenn sie in den Produkten der Kunst gefallen soll, erfordert einen Verstand, der die schönsten Seiten an ihr leicht wahrnehmen, und mit lebendiger Thatkraft zurück geben kann. Und

*) Die Gesetze der Optik, und ihre Beobachtung gehören allerdings hierher. An den alten Statuen z. B. liegen die Augen insgemein tiefer, als in der Natur. Dieß ist an sich keine Schönheit: allein die klugen Künstler erhielten durch die vorragenden Stirnknochen eine größere Abwechselung von Licht und Schatten, welches die Wirkung des Ganzen ungemein erhöhte. Winkelmann Geschichte der Kunst 1764., S. 179.

auch das ist schon Ideal — eben darum, weil es unter Tausenden nur Einer empfinden und ausdrucken konnte.

Diejenigen also, welche von keinem Aufstreben der Kunst, das beobachtete einzelne Schöne in ein Ganzes zu schmelzen, etwas wissen wollen, und die hohe Schönheit der griechischen Antiken bloß auf Rechnung der individuellen schöneren Natur schreiben *), welche die Künstler vor sich hatten, bedenken nicht, daß die schönste Natur ohne einen Verstand, auf den sie wirkt, und der eben darum hinwieder auf sie wirkt — todter Buchstabe ist. Georgien und Zirkassien, die Wiege weiblicher Schönheit im Morgenlande, haben noch keinen einzigen erträglichen Mahler hervorgebracht. Unter griechischem Himmel bildet die Natur noch jetzt ihre Geschöpfe mit liebreicher Hand, und wenn das hinreicht, große

*) Nach dem Allen, was wir bey den Alten über das Idealisiren ihrer Künstler finden, und was ihre auf uns gekommenen Meisterwerke durch den Augenschein selbst lehren, ist es kaum begreiflich, wie man bey so klaren Zeugnissen die Ideale der Alten hat bezweifeln können. Aber unsere gemächliche Art zu studiren führt die Alten immer im Munde, ohne ihren Geist und ihre Werke zu kennen.

Künstler hervor zu bringen, so ist es eine den Philosophen verwirrende Erscheinung, daß keine mehr da gebohren werden.

Zum Glück ist der Schluß vom Daseyn schöner Formen auf große Künstler, ohne weitere mitwirkende Ursachen, irrig. Unser Gefühl — und mit ihm die ganze Reihe von Vorstellungen im Verstande, mit ihrem zahlreichen Gefolge von Wohlgefallen, Abscheu, Wünschen, Emporstreben, Begeisterung, Thatkraft — wird nur zu oft durch bestimmende Zeitumstände hinaufgeschnellt, oder herabgedruckt, und das ist auch der Fall bey den heutigen Griechen in Vergleichung mit ihren Vorfahren zu den Zeiten des Perikles. Ich meines Theils finde in der glücklichen Organisation altgriechischer Köpfe, in der bürgerlichen Verfassung ihres ehedem durch Zeit und Umstände einzigen Landes, so wie in der edlern Absicht und Anwendung der Künste, wenigstens eben so viel Grund von der Vortrefflichkeit ihrer Kunstwerke, als in der schöneren Menschheit, die sie vor Augen hatten. Wer weiß nicht, daß eine gewisse stille Größe, die sich in der Natur nicht findet, ein unterscheidendes Merkmahl der griechischen Antiken ist?

Der menschliche Geist und die Maschine, die er belebt, sind in beständiger Bewegung. Zufälle und Leidenschaften verschwemmen in der Natur die Harmonie der Zeichnung, und die richtige Proportion, die wir mit Recht an den Ueberbleibseln der griechischen Kunst bewundern. Dieß ist selbst bey den minder vortheilhaft organisirten Nationen der Fall: wer wird also glauben, daß bey einem so lebhaft und fein fühlenden Volke, wie die alten Griechen waren, jene ruhige, durch Reitz gemilderte Großheit Natur, und nicht Abstraktum des weisen Künstlers sey? Nein, sie ist wahres hinaufgestimmtes Ideal, weil es in der Natur keinen stehenden Moment gibt, der sie in gleichem Verhältniß ausdrucken könnte.

Ideal, welches ich oben ein mit Absonderung aller Nebenzwecke nach den Begriffen hoher Schönheit in sich vollendetes Ganze genannt habe, ist nach diesem Allen freylich das Höchste der schönen Natur: aber von einem hohen Verstande schön empfunden, und mit weiser Anordnung zurückgegeben.

Die Bedingung, daß die schöne Natur erst schön empfunden, und konzentrirt werden müsse, ehe sie Ideal wird, pflegen die Gegner des Idealisirens weislich zu übergehen; sie finden Al-

les in der Natur, nichts im Genie des Künstlers, der sie darstellt. Und doch ist nichts gewisser, als daß selbst einzelne Züge der schönen Natur Ideal werden, sobald die von einem Genie empfunden, mit verliebtem Hochgefühl gereinigt, und mit einem Zusatz eigener Individualität in einem harmonischen Ganzen dargestellt werden. Hierdurch unterscheidet sich das Ideal von der bloßen Nachahmung: es ist das Bild, das sich der Liebhaber von der geliebten Person macht. —

Es sey mir erlaubt, hier noch einige Betrachtungen über die Anwendung meiner Erklärung, mit Rücksicht auf das Bedürfniß unserer Zeiten, hinzustreuen. Wer die hohe Würde der Kunst in ihrem ganzen Umfange kennt, wird gewiß mit mir wünschen, daß man das Gefühl junger Künstler mehr hinauf, als zur bloßen Nachahmung der Natur herabstimmen möge. Nicht Unnatur, aber s c h ö n e Natur, s c h ö n e m p f u n d e n, sey der Gegenstand ihrer Behandlung!

Sie wird es nicht seyn, wenn die leidigen Declamationen von unbedingter Darstellung der Natur auch den bessern Theil unserer Künstler verleiten sollten, auf dem bereits gebahnten Wege mit träger Selbstbehaglichkeit fortzuwan-

dern. Dichtkunst und Mahlerey gehen immer Hand in Hand einher, und erfahren also auch gleiches Schicksal. Die erstere will man zur Volksschnurre herabwürdigen, und durch einen sehr natürlichen Uebergang findet man, daß die letztere nichts mehr, als unbefriedigendes Nachhinken schönerer Natur sey.

Nach meinem Gefühle ist sie das so wenig, daß selbst die Porträtmahlerey sich auf diesen dürftigen Zweck nicht einschränken darf. Bald wird man, nach dem Beyspiele der Griechen, und der großen Mahler, durch welche die Kunst wieder hergestellt wurde, jedes Porträt ohne die Eigenschaften eines Ideals unvollkommen finden: denn weit kann doch wohl der Zeitpunkt nicht entfernt seyn, wo der Schwindelgeist von Natur und Volkston verbrausen, und man sich über die edlere Bestimmung der schönen Künste vereinigen wird.

Die Erfahrung lehrt, wie getheilt die Meinungen sind, wenn es darauf ankommt, bey einem Porträt die Aehnlichkeit mit der abgemahlten Person zu beurtheilen. Gemeiniglich fallen die Urtheile mehr verneinend aus, obgleich das Bild an sich gut, und von der Hand eines Meisters seyn kann. Es muß also wohl

um die Aehnlichkeit, so wie der Porträtmahler sie darzustellen vermag, etwas sehr Zweydeutiges seyn.

Fern sey's, daß ich der Menge übelgetroffener Porträte das Wort reden sollte: nur erlaube man mir, manches Bildniß, dessen Aehnlichkeit auch dem eingeschränktesten Verstande auffallend ist, wenn es sich nicht durch andere Vorzüge auszeichnet, dessen ungeachtet sehr mittelmäßig zu finden. Dagegen kann ein Porträt, woran man mit Mühe Aehnlichkeit entdeckt, nicht nur sehr vortrefflich seyn, sondern auch den ganzen Charakter der Person in der Lage, worin sie abgemahlt wurde, darstellen.

Gemeine Künstler begnügen sich mit der stehenden Hauptform des Gesichts, wo sie denn freylich mit geringer Anstrengung eine Aehnlichkeit herausbringen, die zu allen Zeiten, und unter allen Umständen kennbar ist. Wenn's gut geht, so zeigen sie uns noch die stärksten Muskeln, Vertiefungen, Narben und Maale. Anders verfährt der Künstler von Genie! Auch er studirt die Hauptform: aber bloß, um ihr das Gewand desto besser anzupassen. Indem er die sich ihm anbiethenden Eindrücke zum Ideale läutert, zeigt er uns zugleich den ganzen

individuellen Menschen — nicht bloß, wie er sich ihm darstellte, als er seinen Schatten entwarf, sondern wie er überhaupt ist, und handelt. Es gehört mit zum Wesen des Genie's, sich im Theile das Ganze, und im Ganzen jeden kleinen bedeutenden Zug zu vergegenwärtigen.

Und nun was folgt aus dieser verschiedenen Behandlung? Ich denke dieß: ein Bildniß, dessen Meister den ganzen Charakter der Person in einem bedeutungsvollen Momente darzustellen wußte, wird von erstaunlicher Wirkung seyn, es wird aber in keinem Momente der Vergleichung eine vollkommene Aehnlichkeit haben, sondern sich dem Ideale nähern; und das um so mehr, wenn der Künstler in dem Gesichte solche Leidenschaften und Gemüthsstimmungen gemischt hat, die in der Natur nicht anders als successiv existiren.

Der Porträtmahler, spricht man, soll die Seele durch das Gewand der Farben durchscheinen lassen, und den individuellen Charakter der Person in ihren Mienen zeigen. Sehr wohl! Aber das Bedürfniß seiner Kunst schließt die fortschreitende Darstellung aus: er kann also, wenn er sich auf einen einzigen Moment einschränken will, die Seele nur in einem solchen Zustande

des Bewußtseyns, in einer solchen Lage, und mit solchen auf sie wirkenden Gegenständen umgeben, ausdrücken, welche für jeden folgenden Moment nicht mehr die nähmlichen sind.

Unsre Vorstellungen, und unsre Empfindungen drängen einander, wie die Wellen eines Stroms, welche wiederzukehren scheinen, und doch nie dieselben sind. Sie müssen folglich den Zustand der Nerven mit jedem Augenblick verändern: von der Beschaffenheit und den Schwingungen der Nerven aber hängt der ganze sichtbare Charakter ab.

Auf der andern Seite sind die Gegenstände, welche auf die menschliche Seele wirken, eben so wenig stetig, als ihre Vorstellungen im Verstande. Die Lage derselben gegen einander verändert sich mit jedem Augenblick; in der Natur ist nichts beständig, als die Unbeständigkeit.

Es ist daher unmöglich, daß Eindrücke, Begriffe, Ideenverbindungen bey einem und demselben Menschen zwey Mahl die nähmlichen seyn können. Ich fordre jeden Selbstforscher auf, daß er eine Erinnerung vergangener Jahre, eine ehemahlige Scene seines Lebens vor seine Seele zurückrufe: er wird sich bey der Vergleichung mit seinem gegenwärtigen Zustande wundern, daß

er jemahls in einer Lage gewesen sey, wo er so empfinden, so denken, so wünschen, verabscheuen und handeln können, als er wirklich gethan hat. Und doch kann der Unterschied der Verhältnisse nur sehr gering seyn, und bey allen vorgegangenen Veränderungen der Ideenverbindung wird ihm das Gefühl der Persönlichkeit sagen, daß Er es sey, der ehemahls so gedacht und gehandelt habe.

Die Anwendung davon auf den Porträtmahler ist leicht. Der menschliche Körper ist keine Maschine aus dem Groben, das Gewebe seiner Nerven und seine ganze Konstitution steht in der innigsten und unzertrennlichsten Verbindung mit dem Geiste, der ihn belebt. Wenn wir also in keinem der folgenden Augenblicke so empfinden, denken, handeln können, als in dem gegenwärtigen: so können auch die Schwingungen der Nerven und das Spiel der Muskeln, wovon der ganze sichtbare Ausdruck abhängt, niemahls die nähmlichen seyn.

Es ist also verlorne Mühe, eine Aehnlichkeit darstellen zu wollen, die bey dem immerwährenden Wechsel in der Natur nicht einmahl denkbar ist. Die größten Porträtmahler aller Zeiten haben daher ihr Augenmerk auf den ganzen Cha-

rakter der Person gerichtet, und aus mehrern Momenten des Denkens und Handelns diejenigen mit einander verschmolzen, welche für den Ausdruck am vortheilhaftesten waren. Ein solches Porträt nur — was ist es anders, als hinaufgestimmtes Ideal?

Aber vielleicht findet man meine Distinktionen zu subtil, und in der Ausübung wenig oder gar nicht anwendbar. Unsre Sinne sind zu stumpf, unsre Aufmerksamkeit ist zu lässig, als daß wir jene unmerklich in einander verschmolzenen Verschiedenheiten wahrnehmen könnten. Wir sehen Jahre lang dieselbe Person, ohne daß wir in ihren Zügen merkliche Veränderungen wahrnehmen. Ich läugne das Faktum nicht, aber dieser transitorische, sich nie ähnliche Ausdruck in Mienen ist nun einmahl in der Natur gegründet; und bemerkbar, oder nicht bemerkbar, folgt doch alle Mahl soviel daraus: der ganze individuelle Mensch kann weder subjektiv, noch objektiv im folgenden Momente genau derjenige seyn, der er jetzt ist. Und ist denn die Veränderlichkeit des Ausdrucks darum weniger wahr, weil wir sie nicht bemerken?

Auch liegt's nicht allemahl an der allzugroßen Feinheit des Gegenstandes, noch an erschlaffter

Aufmerksamkeit, und an der Stumpfheit unserer Sinne, wenn wir jene nicht bemerken. Gewohnheit und täglicher Umgang vorbereiten uns allmählich zu jeder folgenden Veränderung; die Uebergänge werden dadurch so unmerklich verschmolzen, daß wir Jahre hindurch kaum eine Veränderung wahrnehmen. Aber nur wenige Monathe Abwesenheit — was für auffallende Unähnlichkeiten finden wir da nicht oft! Freylich sind diese Unähnlichkeiten nicht immer, oder doch nicht allein, objektiv: wir betrachten niemahls dieselbe Person durch eben das Medium, ich will sagen, mit eben der Stimmung unserer Gedanken und Leidenschaften. Aber auch dieß ist offenbar für meine Behauptung, und gibt ihr ein neues Gewicht, Alles vereinigt sich unser Urtheil in Absicht auf Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit irre zu führen.

Was ich daraus folgere, ist die Nothwendigkeit eines Ideals in der Kunst!

VI.

Sefira.

Eine morgenländische Geschichte.

In einer der schönsten Gegenden von Klein-Asien bewohnte der ehrwürdige Hamid ein kleines Landgut, welches recht eigentlich dazu gemacht schien, die aus dem Wirbel der Welt entronnenen Menschen an ihren ersten Beruf, der Natur und dem weisen Vergnügen zu leben, zu erinnern. Dieser Hamid war unter dem grausamen Sultan Selim Leskerkadi oder Oberrichter gewesen.

Hamid war ein Mann von Ehre und Gewissen, und mehr braucht es nicht, um einem Tyrannen zu mißfallen. Seine strenge Gerechtigkeitsliebe schützte zwar das Volk gegen Frevel und Bedruckung, aber sie schützte nicht ihn selbst gegen die Gierigkeit seines Herrn. Er sorgte mehr für den Unterthan, als für die Schatzkammer des Sultans, und dieß war unter der damahligen Regierung ein großes Verbrechen. Erbitterte Ankläger, und bestochene Zeugen traten auf: Hamid, noch glücklich, daß

man ihm das Leben ließ, verlor seine Stelle und sein Vemögen, bis auf den kleinen Landsitz, wo er die Ruhe des vom Glück verfolgten Weisen fand.

Mitten in einem anmuthigen Thale, welches durch dichte Waldungen, und durch Gebirge, deren Gipfel sich in den Wolken verlor, unzugänglich war, lag der kleine Flecken, wo Hamid die Trümmer seines Glücks sammelte, und dem lange Zeit zum Paradiese nichts fehlte, als ein liebendes Paar. Frey von den Peinigungen des Ehrgeizes und den Sorgen der Habsucht, überließ er sich hier ganz dem Genusse der freygebigen Natur, die niemahls unterläßt, ihre Lieblinge zu beglücken. Hier wohnte er mit seiner Tochter und wenigen ihm treugebliebenen Hausgenossen in schmucklosen Hütten, unter Zelten, im Schatten hoher Zedern und Palmbäume. Oft schien die anbrechende Sonne sich ein eignes Vergnügen zu machen, dieser kleinen Anzahl glücklicher und beschäftigter Menschen die ersten ihrer Strahlen zu senden, und bey ihren stillen Festen zu weilen.

Hamid war alt an Jahren, aber munter an Geist und Kräften. Von allen seinen Kindern war ihm nur die erwähnte Tochter mit Nah-

men Sefira geblieben, die er deßwegen mit der ganzen Zärtlichkeit eines Vaters liebte. Sie war schön, wie die Morgenröthe, voll hohen Gefühls, und schuldlos wie ein neugeborner Engel. Ihr Vater, der in aller Gelehrsamkeit des Morgenlandes unterrichtet war, versäumte nichts, ihre natürlichen Anlagen auszubilden. Oft sah man ihn an heitern Abenden mit seiner Tochter lustwandeln, oder an einem Wasserfalle sitzen, und ihr die schönsten Stellen morgenländischer Weisen und Dichter erklären.

Bey einem solchen Anlaß geschah es, daß Hassan, ein edler Jüngling, die schöne Sefira unvermerkt zu sehen bekam, und augenblicklich in sie entbrannte. Er war der Sohn des mächtigen Bassa Ibrahim, welcher eben in dieser Gegend den jährlichen Tribut eintrieb.

Das Feuer und die Liebe können unmöglich lange verborgen bleiben. Hassan fand Mittel, sich seiner Geliebten zu erklären, und blieb nicht unerhört; denn gleiche Seelen ziehen einander an; Beyde sahen sich seitdem öfters, und liebten einander mit einer Inbrunst, für welche selbst die feurigste Sprache des Morgenlandes keinen Nahmen hat.

Hamid, der zu vernünftig war, sich dem Strome jugendlicher Leidenschaften entgegen zu dämmen, und der die Tugend der beyden Liebenden ehrte, schien anfänglich ihren Umgang nicht zu bemerken, und beförderte ihn in der Folge sogar. "Das Feuer der Jugend", war sein Grundsatz, "muß man nicht nach dem Froste des Alters regeln."

Durch Begünstigung eines halb unterirdischen Wegs, der sich zwischen Felsen und Einöden krümmte, gelangte Hassan zum Aufenthalt seiner Geliebten, sah sie täglich, und liebte sie täglich mehr. Oft gingen beyde Hand in Hand in mondhellen Sommernächten am Ufer eines kleinen Flusses spazieren, dessen Silber durch Blumengefilde dem kühlen Abendwind entgegenströmte, und das Licht der Sterne zurückwarf. Ein Schwermüthiger, oder ein unglücklich Liebender, dem die Verzweiflung den Dolch in die Hand gab, würde noch vor Vollführung des entscheidenden Stoßes sich in Mahomeds Paradies versetzt geglaubt haben, wenn man ihn plötzlich in diese Gegend gebracht hätte; so sehr trug Alles den Zauber der Entzückung.

"Aber wenn das Schicksal uns trennte?" sprach einst Hassan an einem solchen Abend zur

zärtlichen Sefira, und ein Blick gen Himmel drückte das Uebrige aus. Sie antwortete nicht. Eine zitternde Thräne rann über die jungfräuliche Wange herab; beyde verloren sich in einem wehmüthigen Wonnegefühl, die Welt verging ihnen. Sie schieden mit anbrechendem Tage von einander, und Sefira sprach zu ihrem Geliebten: "auch selbst der Tod soll uns nicht trennen! Siehe, wenn ich vor dir sterbe, will ich dir als Engel erscheinen, und dich in die glücklichen Wohnungen der Guten führen!"

Die Liebe ist zugleich argwöhnisch und sicher; sie fürchtet eingebildete Feinde, und bemerkt die wahren selbst alsdann nicht, wenn sie ganz nahe sind. Hassan und Sefira, welche nur den Mond zum Zeugen ihrer Küsse zu haben glaubten, wurden von dem Bassa beobachtet, der, weil ihm das Betragen seines Sohnes verdächtig vorkam, von Allem Erkundigung einzog. Er sandte demselben einige seiner schwarzen Verschnittenen nach, die den Weg zu den Gärten des Hamid auskundschafteten, und ihrem Herrn Alles getreulich hinterbrachten.

Die bloße Erzählung von Sefirens Schönheit entzündete in der Seele des drey und sechzigjährigen Bassa Ibrahim ein wollüstiges Feuer,

Er beschloß, die Tochter Hamids in sein Serail bringen zu lassen, um, wie er sagte, seinen Sohn in der Laufbahn rühmlicher Thaten nicht aufzuhalten — eigentlich aber, um seine Begierden zu befriedigen, und dem noch nicht erloschenen Hasse gegen den Vater der Schönen ein Opfer zu bringen, dadurch, daß er dem Alten mit dem letzten Kleinode das noch übrige Glück seines Lebens raubte.

Die von Ibrahim ausgesonnenen Mittel waren des Endzwecks, der dadurch erreicht werden sollte, würdig, und die Ausführung des Anschlags wurde gleich in der nächsten Nacht bewerkstelligt — so gut, als eine wüthende Leidenschaft es nur wünschen konnte.

Hassan kam mit einbrechender Dunkelheit, und glaubte schon sich dem holdseligen Gegenstande seiner Wünsche zu nähern, als er am Eingang der Höhle auf einen in seinem Blute noch rauchenden Leichnam stieß. Entsetzen fuhr durch alle seine Glieder; er stand wie angedonnert. Aber noch waren die schrecklichen Ahndungen der Liebe ungewiß. Er zog also den Körper ein wenig aus dem hohlen Wege heraus, und erkannte im schwachen Scheine des Mondes Sefirens Kleider. Hier verließ ihn alle Standhaf-

tigkeit; er sank ohnmächtig nieder, und vereitelte dadurch die ruhigere Untersuchung, ob es auch wirklich die unglückliche Sefira sey.

Einige von Ibrahims Leuten, welche bestellt waren auf ihn Achtung zu geben, trugen ihn hinweg, und übergaben ihn der Sorgfalt der Aerzte. Er wachte wieder auf, aber zu einem Leben, das nur Traum war. Die Säfte seines Körpers geriethen in eine gewaltsame Gährung, das Bewußtseyn verlor sich in Fieberhitze. Er phantasirte beständig von Hamids Gärten, und von dem gefundenen Leichnam seiner Geliebten — zeigte die Wunden desselben an seinem eignen Körper, und fragte die Umstehenden, ob sie dieselben nicht bluten sähen? Er führte nur Sefirens Nahmen im Munde, und wann er die Augen öffnete, sah er nur sie. "Dort schwebt sie, rief er oft aus, auf der rosenfarbnen Wolke, das Haupt im grünen Wimpel verhüllt! Seht, wie sie die flammende Schale der Unsterblichkeit hoch empor hält, und mir zu kommen winkt! — Harre mein, Sefira! und öffne die Arme deinem Vielgeliebten!" — So rief er, und griff wüthend nach Allem, was er in seinem Wahne für Dolch oder Gift hielt. Aber man hatte vorsichtig Alles weggeräumt, womit er sich selbst schaden konnte

In diesem Zustande brachte Hassan einige Tage hin. Als endlich Natur und Jugend das aufgebrachte Blut besänftigten, war es nur der Uebergang in einen Zustand des Leidens, der um so schrecklicher war, da sich mit ihm das Bewußtseyn wieder einfand. Es war die furchtbare Stille nach einem Sturme.

Der vormahls feurige Hassan floh jetzt die Gesellschaft der Menschen. Seine Blicke waren tiefsinnig und drohend. Er sprach wenig, und was er sprach, hatte keinen Sinn. Oft sah man ihn im dämmernden Lichte des Mondes einsam nach der Gegend wandern, wo Sefira geblutet — vielleicht für ihn geblutet hatte. Dort kniete er nieder, und benetzte den Boden mit seinen Thränen; rief laut seiner Geliebten, und erinnerte sie an ihr Versprechen des letzten Abends. Dann verlor sich seine Seel' im Wonnegefühl des Wiedersehens, bis irgend ein Geräusch, oder der nächtliche Tritt eines Wanderers ihn wieder zu sich selbst brachte, und er mit Schmerzen sah, daß er einen Schatten umarmt hatte.

Zu seinen übrigen Qualen kam noch das undurchdringliche Geheimniß der Begebenheit; denn der Bassa hatte Alles mit so vieler Vorsicht angeordnet, daß man fast unmöglich der Wahr-

heit auf die Spur kommen konnte. Der ganze Vorgang aber war dieser:

Einige schwarze Verschnittene waren von dem Bassa abgerichtet worden, sich nahe am innern Ausgange des hohlen Wegs zu verstecken. "Dort," sprach er, "harret der schönen Tochter des Hamid, und wann sie kommt, ihren Liebhaber zu empfangen, so haschet sie, und führet sie herein, daß sie mein Bett mit mir theile!"

Der Anschlag glückte nach Wunsch. Noch vor einbrechender Nacht schlichen sich die Schwarzen durch den unbewachten Eingang in das Gesträuch. Sefira kam bald nachher, und durchirrte voll schüchternen Erwartens die labyrinthischen Buschgänge dieser Gegend. Sie schien Blumen zu suchen: aber ihre unsteten Blicke stahlen sich immer seitwärts von den Blumen hinweg, und suchten den geliebten Gegenstand ihrer Wünsche. "Wo mag er so lange bleiben? — Wie, wenn ihm ein Unfall begegnet wäre?" dachte sie — "wenn wilde Thiere, oder Menschen noch wilder, als diese, ihn mir auf ewig entrissen hätten?" Bey diesem Gedanken fuhr sie bebend zusammen, erhohlte sich aber bald wieder, und schämte sich ihrer Furcht.

Mit einem Mahle drang ein Geräusch in ihre Ohren, das von dem Ausgange des wohlbekannten Weges zu kommen schien. Sie horchte, sah nichts, und ging gleichwohl mit unwillkürlichen Schritten nach der Gegend zu, woher der Laut kam. Sie hatte noch nicht funfzig Schritte zurückgelegt, als sie von den versteckten Schwarzen überfallen, verhüllet, und nachdem sie bloß einen durchdringenden Schrey gethan hatte, im Zustand einer völligen Sinnlosigkeit entführt wurde.

Um den Hassan sowohl als Hamid zu hintergehen, und alle Nachforschungen zu verhindern, ließ der Bassa einer Sklavinn Sefirens Kleider anziehen, und dieselbe durch seine Schwarzen am Eingange des hohlen Wegs mit vielen Dolchstichen ermorden. Sobald aber der Leichnam von Hassan entdeckt, und dieser im Zustande der Betäubung hinweg gebracht worden war, befahl der Bassa, die entleibte Unglückliche sogleich zu begraben, und vereitelte dadurch alle weitere Untersuchung. Niemand zweifelte, daß die schöne Sefira hier geblutet habe; aber das Mitleiden wagte nicht laut zu werden, und die Gerechtigkeit schwieg. Hamid unterlag dem väterlichen Schmerz, und starb wenige Tage nachher.

Indessen hatte man in dem Serail des Bassa nichts versäumt, die geraubte Sefira, nachdem ihre Geister ermuntert waren, ihres vorigen Zustandes vergessen zu machen. Keine von den Mitteln, womit Kunst und Natur die Sinne zur Wollust einwiegen, wurden unversucht gelassen. Man brachte sie in ein Zimmer, welches einer mit Blumen ausgeschmückten Grotte glich. In einer Ecke war ein künstlicher Springbrunnen angebracht, wo aus nachgeahmten Felsen sich wohlriechende Wasser herabstürzten; und durch ihr melodisches Murmeln den Traumgott zu rufen schienen. Ein Bett von Eiderdaunen, mit Vorhängen von hellblauem Seidenzeuge mit goldnen Sternen durchwirkt, nahm die Ermüdete auf; und sie wurde von Sklavinnen bedienet, deren langes weißes Kleid ein mit Perlen besetzter Gürtel unter der Brust zusammen hielt.

Als Sefira von ihrer ersten Betäubung zurückgekommen war, sah sie alle diese wollüstigen Zurüstungen mit Blicken an, in denen sich innere Unzufriedenheit mahlte. Bey der Ungewißheit ihres Schicksals hatten Furcht und der Kampf quälender Gedanken ihre Kräfte erschöpft. Sie fiel in einen betäubenden Schlummer — jenen furchtbaren Zustand, wo die Seele zwischen

Schlafen und Wachen getheilt ihren Schreckbildern Körper und Farbe leiht, und vor dem selbstgeschaffenen Ungeheuer bebt.

Sefira sah sich im Traum auf ihre väterliche Flur versetzt. Offen war die trauliche Hütte, wo sie oft an ihres Vaters Busen gelegen, und seine Lehren eingesogen hatte. Sie wollte hinein gehen, aber Bley hing an ihren Knien. Eine schwarze Wolke sank vor ihr nieder: plötzlich fuhr aus dem Schooße derselben ein leuchtendes Feuer — hell wie der Mittag, und augenblicklich wie der Schrecken. Ihr dünkte, sie säh' in dem vorüber gleitenden Strahle Hassans Bild bleich und abgehärmt vor ihr stehen. Ein zweyter Blitz folgte, und zeigte der Erschrockenen den mit Rosen bepflanzten Eingang in eine dunkle Höhle. Zugleich hörte sie den dumpfen Laut: "Komm, folge mir, jenseits ist's besser!" Eine kalte Hand faßte ihre Linke. Sefira fuhr zusammen, erwachte, und sah, daß es ein Traum war. Ermüdet fiel sie in einen neuen, aber wohlthätigen Schlummer, der, indem er die abgespannten Kräfte erneute, zugleich den Kampf ihrer Gedanken etwas stillte.

Es war hoch am Tag, als sie das Lager verließ, und sich an Geist und Körper gestärkt

fühlte. Mit mehr Fassung erwartete sie von nun an ihr Schicksal. Sie setzte sich an den vorgefundenen Nährahmen, und begann eine weiße Rose zu sticken. "Die schöne Farbe der Hoffnung," sprach sie zu sich selbst, "ist verblichen; aber die Farbe der Unschuld soll mich kleiden, wie diese Rose." So suchte die liebenswürdige Schwärmerinn durch Beschäftigung, und durch den Gedanken an verlorne Freuden sich aufzurichten, das Traurige ihrer Lage zu mildern.

Schon waren einige Tage unter abwechselnden Symptomen der Furcht und Hoffnung verstrichen, und allmählich schien die Ruhe bey ihr wieder einzukehren.

Eines Tags sandte der Morgen seine ersten Strahlen durch die mit Geisblatt und Jasmin vergitterten Fenster in Sefirens Zimmer, und schien mit Neid ihre Schönheit zu enthüllen, als ein schwarzer Sklave vor ihrem Bette niederkniete, und ihr auf einem rosenfarbnen seidenen Tuche ein goldnes mit Perlen besetztes Kästchen überreichte. "Der mächtige Bassa Ibrahim," sprach der Bothe, "der Gefangene deiner Schönheit schickt dir dieses, und bittet, daß ein Strahl der Huld aus deinen sonnengleichen Augen darauf fallen möge." Ohne Sefirens Ant-

wort abzuwarten, setzte der Sklav Alles zu ihren Füßen nieder, und entfernte sich.

Sie betrachtete lange das ihr dargebrachte Opfer mit den vermischten Empfindungen des Unmuths und der Sehnsucht, da dieß Geschenk für die Bedürfnisse ihrer Seele keinen Werth hatte. "Aber was mag dieß theure Nichts enthalten?" dachte sie, und öffnete das Kästchen. Sie fand, nebst mehrern Blumen und andern Symbolen der Bildersprache, ein zierlich beschriebenes Pergament, auf dem sie folgende Worte las:

"Die Gluth des Mittags sengt die Pomeranzenhaine, die frische Quelle verrinnt auf lechzenden Kieseln, der Schatten ist nicht mehr kühl, und vergeblich flüchtet der Wanderer vor den Pfeilen der Sonne in die schützende Grotte. Aber mächtiger ist die Gluth, die in Ibrahims Herzen brennet, die Deine Schönheit, Sefira! entzündet hat, und die nichts als der Thau Deiner Güte löschen kann. Siehe hier, du Krone der Sultaninnen, den schmachtenden Ibrahim zu deinen Füßen, und verschmähe nicht das Opfer seines Dich vergötternden Herzens. Ich brenne, ich verlange nach Dir; im kurzen Schlaf erscheinst Du mir als ein Engel, ich breite meine Arme aus, und das Bild zerfließt in Himmels-

luft. Schöne Gebietherinn, ich berühre den Boden mit meiner Stirn, hast Du kein Mitleid? und soll die Flamme, die Deine Augen entzündet haben, mich und mein Leben verzehren? Komm" — — —

Voll Unwillen ließ Sefira das Pergament fallen, seufzte und rief das Bild Hassans vor ihre Seele. "Wie kann," sprach sie zu sich selbst, "der Barbar glauben, daß diese falsche Sprache der Liebe mein Herz bethören werde, welches schon einem andern ewige Treue zugeschworen hat?" Hassans Verhältnisse waren ihr bis auf diese Stunde nur dunkel bekannt; sie wußte also nicht, daß sie in den Händen seines Vaters wäre, welches sonst ihren Abscheu sehr vermehrt haben würde.

Zorn und edles Bewußtseyn durchglühte ihr ganzes Wesen, und riefen die verlornen Kräfte besser als jede Pflege und jedes Arzneymittel zurück. Sie stand vom Lager auf, warf ihren Kurdee um, und ging an eines der halboffnen Fenster. Mit stiller Sehnsucht heftete sie den Blick an die zwanglos blühende Natur. Die goldnen Fesseln, die sie trug, wurden ihr unerträglich; ein leiser Gedanke sie abzuschütteln stieg in ihrer Seele auf. Ihre Jugend und Unerfah-

renheit sah nur den kleinsten Theil der Schwierigkeiten, die mit einem solchen Unternehmen verknüpft waren. Sie glaubte, daß Hassan, dessen Muth sie kannte, Alles anwenden würde, sie zu befreyen. Von der Liebe gestärkt hing sie diesen Gedanken nach, und sann sogar auf Mittel, wodurch ihre Befreyung bewirkt werden könnte.

"Sollt' ich nicht," sprach sie zu sich selbst, "durch gute Worte, und durch dieses sonst so mächtige Gold, womit Ibrahim mich zu blenden sucht, einige meiner Wächter gewinnen, und zur Flucht bereden können?" So natürlich dieser Gedanke war, so schlug ihn doch der bloße Anblick jener fühllosen Halbmenschen nieder, die sie um sich her sah. Sie lenkte daher bald aus, und suchte unter allen möglichen Entwürfen denjenigen, welcher die meiste Wahrscheinlichkeit eines guten Erfolgs hatte. Jeder Plan, den sie entwarf, war sinnreich und kühn, wie die Liebe, hing aber immer zu sehr vom Zufall ab, als daß man sicher darauf fußen konnte.

Endlich blieb die süße Schwärmerinn bey einem Gedanken stehen, den sie vor andern ausführbar hielt. Die Wachsamkeit der Hüther des Harems zu überlisten, schien nicht ganz unmöglich: ein einschläferndes Mittel, die Dunkelheit

der Nacht, und Hassans Muth — mehr bedurfte es nicht, um ihre Hoffnung anzuflammen. Aber woher das einschläfernde Mittel? Ist auch Hassan von ihrer Lage unterrichtet, und selbst frey, um ihre Befreyung bewirken zu können? — So fragt die kältere Ueberlegung, nicht die Liebe!

Sefira verlor sich so ganz im innern Wohlgefallen an dem Gedanken ihrer Befreyung, daß aller Kummer aus ihrem Herzen verscheucht zu seyn schien. Liebe und Hoffnung, die ihren Geist beflügelt hatten, mahlten sich im offnen Angesichte; der kleine Rest von Gram schwamm auf ihrer Stirn, wie ein Frühlingswölkchen am heitern Himmel.

Einige junge Sklavinnen traten herein, und bedienten sie mit Kaffeh und Erfrischungen. Alsdann wurde Sefira von ihnen völlig angekleidet — wenn man anders die luftige Hülle, welche den schönen Gliederbau nur desto vortheilhafter sehen ließ, eine Kleidung nennen kann. Ihr langes herabfließendes Gewand war die feinste indianische Gaze, und wurde durch einen mit Diamanten besetzten Gürtel über der Hüfte zusammen gehalten. Ihre Schönheit glich in diesem Anzug einer halboffnen Rose, um die ein dünner Morgennebel schwimmt.

Ein seit mehrern Tagen ungewohntes Gefühl von Heiterkeit lockte ihr den Wunsch ab, in's Freye zu gehen, um den schönen Morgen zu genießen. Sie wurde also von den Sklavinnen in den Garten geführt, der in diesem Lande ein unentbehrliches Stück bey jedem Harem ist. Lechzend zog sie die mannigfaltigen Schönheiten der Natur ein, und schien sie zum ersten Mahle zu genießen. Sie wurde nicht müde, die von hohen Bäumen beschatteten Spatziergänge zu durchwandeln.

Mit einem Mahle stand sie stille, und lauschte dem melancholischen Lied einer einsamen Nachtigall. Der Vogel ward durch ihre Neugierde gestört, und schwieg. Tiefsinnig ging Sefira einige Schritte fort; sie schien in Entzücken verloren, und brach gleichsam unwillkürlich in folgenden Gesang aus:

Sängerinn der süßen Töne,
Die Natur und Liebe lehrt,
Wann in jugendlicher Schöne
Jetzt der Frühling wiederkehrt!
Auf der Liebe leichten Schwingen
Wallt dein Lied dem Himmel zu:
Lehre mich dir ähnlich singen,
Denn ich liebe, so wie du —

Zärtlich, mit entbrannten Trieben,
Hohen Sinnes, tugendrein,
Schön — wie sich die Engel lieben,
Oder Quell und Sonnenschein!

Die Sklavinnen standen erstaunt: was sie sahen und hörten, war ihnen ganz fremd. Sefira aber schien sich zu sammeln, und ging etwas ruhiger nach der Wohnung zurück. Sie hatte dieses Lied oft in Gesellschaft mit ihrem Hassan gesungen; beyde hatten sich dadurch ihre wechselsweise Zuneigung zu erkennen gegeben. Die Erinnerung jener wonnevollen Szenen ward durch den Gesang der Nachtigall plötzlich bey ihr erneuert; ihre Empfindungen strömten über.

Als sie wieder auf ihrem Zimmer war, erzeugte jene Rückerinnerung bey ihr ein sonderbares mit Wehmuth vermischtes Gefühl. Plötzliche Stille unterbrach die umherschweifenden Gedanken; unwillkürliche Seufzer hoben ihre Brust. Sie warf sich mit übereinander geschlagenen Armen auf eine Ottomanne nieder, als gerade ihr gegenüber ein reicher Vorhang von einander flog. Die bestürzte Schöne erblickte einen langen etwas bejahrten Mann, der auf sie zuging, und den sie leicht für den Bassa Ibrahim erkennen konnte. Er war in einen dunkelblauen goldgestreiften Kaf-

ten gekleidet. Von seinen Wangen, welche die Lüsternheit mit einer jugendlichen Röthe färbte, floß ein langer weißer Bart; im Gürtel stack ein reich mit Diamanten besetzter Dolch.

Diese Erscheinung fuhr wie ein Blitz der erschrockenen Sefira durch die Seele. Weg war das bittersüße Vergnügen, dem sich noch kurz vorher ihre Einbildung überließ. Ihre Lage, und alle Schrecken der Zukunft standen mit einem Mahle vor ihr. Sie stürzte zur Erde nieder. "Gib mir meine Freyheit!" war Alles, was sie vorbringen konnte; ein Strom von Thränen erstickte ihre Stimme.

Ibrahim, der den Schmerz der schönen Leidenden auf eine ganz andere Art zu besiegen hoffte, hob sie freundlich auf, und hieß sie neben ihn auf den Sofa sitzen. Er hielt ihre Hand, sein Auge schwamm in Lüsternheit. Zwar suchten seine Blicke umsonst den ihrigen zu begegnen, aber sie irrten unbescheiden auf ihren Reitzen umher.

"Mein Licht" sprach der lüsterne Alte, "trockne deine Thränen ab, und fürchte nichts! Keine wünschenswerthe Freyheit soll dir fehlen: du bist Gebietherinn, ich bin dein Sklave. Liebe mich wieder! in meinen Armen wirst du freyer

seyn, als selbst der Sultan ist!" Er schwieg, und blickte sie gierig an. "Du liebst mich?" fuhr Sefira hastig auf. "Wie mein Leben!" versetzte Ibrahim. "So wirst du," sprach sie, "mich den meinigen wieder geben; denn mein Vater hat mich gelehrt, daß lieben so viel heiße, als glücklich machen. Mache mich also glücklich, du kannst nichts Schöneres thun!"

Der Bassa, statt einer Antwort, schlang seinen Arm um ihren Nacken, und nahm sich noch andere Freyheiten. Sie sträubte sich, mußte aber leiden, was sie nicht wehren konnte. Ibrahims Zudringlichkeit wurde etwas unterbrochen, als ein Sklav herein trat, und allerley Erfrischungen auftischte.

Jetzt suchte der verschmitzte Liebhaber Sefirens beleidigte Scham zu besänftigen, und ihre Geister durch den Genuß der Apfelsinen, Pompelmusen, Pisangs — und des nicht sparsam vorgesetzten Cypernweins — zu erhitzen. Diese Früchte, welche schon an sich in gewissen Lagen Begierden zu erregen fähig sind, waren zum Theil eingemacht, und durch beygemischte Gewürze so zugerichtet, daß der Endzweck, das Blut in Wallung zu bringen, nicht leicht fehl schlagen konnte. Auch vergaß der Bassa nicht, die von ihrem Spazier-

ganz etwas ermüdete Schöne zum Genusse zu nöthigen.

Die Wirkung blieb nicht aus: Sefirens Blut begann schneller zu laufen, ihr Blick irrte unstet umher, die Wangen brannten. Der erhitzte Liebhaber umfing sie mit beyden Armen, und löste, mittels eines Drucks an der Agraffe, den reichen Gürtel auf, der ihr Gewand unter der Brust zusammenhielt. Das luftige Gewebe fiel wie ein Nebel von ihren Achseln, und zeigte dem gierigen Blick die ganz enthüllten Reitze des schönen Oberleibs, an denen der in Wollust schwimmende Bassa mit seinen Lippen frechen Raub beging.

In dieser äußersten Lage ermannte sich Sefira, und schrie um Hülfe. Der Bassa lachte: allein die Stimme der gedrängten Unschuld hat einen mächtigen Hörer, und die Hülfe blieb nicht aus. Sefirens Schutzengel nahm die Gestalt Hassans an, und zeigte sich ihr gegenüber. Wie ein Frühnebel vom Morgen geröthet stand die Gestalt, ernst und liebevoll, und schwang eine Palme über dem Haupte.

Gestärkt durch dieses Wunder riß sich Sefira los, und flog mit offnen Armen der Erschei-

nung zu, die aber augenblicklich verschwand. Der Bassa, welcher nichts sah, stutzte, und forschte nach der Ursache dieses seltsamen Spiels. Die Schöne stand mit ausgebreiteten Armen, den Blick auf die Stelle geheftet, wo die Erscheinung zerfloß. "Ich hab ihn gesehen!" rief sie endlich wie vom Traum erwachend aus, indem sie zugleich dem Bassa einen Blick voll Unwillen zuwarf.

"Wen hast du gesehen?" schrie der entrüstete Ibrahim; "wer ist der Frevler auf Erden, oder selbst im Himmel, der sich deinen Augen zeigen, und nach einem Gute trachten darf, welches ganz mir gehöret?" Sie antwortete nicht: aber selbst dieses Schweigen war dem Bassa ein nur zu deutliches Geständniß ihrer Liebe zu Hassan.

"Wen hast du gesehen?" rief Ibrahim von neuen und mit kaum verhaltnem Grimme; "oder vielmehr welches Phantom täuschte deine mit einem andern beschäftigte Einbildung? Sprich, oder zittere vor meiner Rache!"

Sefira, im Entzücken verloren, achtete nicht auf diese Drohung. "Schön," phantasirte sie, "schön, wie ein Engel, wenn Engel schön seyn können, wie er! — Wie die goldene Palme in seiner Hand strahlte! — Er schien mir zu win-

ken in die besseren Wohnungen, von denen mein Vater so oft sprach — mein Vater — auch seine Wohnungen waren schön, und Engel freuten sich darin! —"

Ibrahim konnte seine Wuth nicht länger halten. Er stürmte von seinem Sitz empor, und ging mit funkelnden Augen auf Sefiren zu, die dadurch zu sich selbst kam. Sie wollte durch eine Seitenthür entfliehen, wurde aber von ihm daran gehindert. "Halt!" rief er, "und vergiß nicht, daß du in meiner Gewalt bist! Ergib dich, befriedige meine Leidenschaft — oder stirb den Tod der Frevler gegen meine unumschränkte Gewalt!" Mit diesen Worten nahm er den schönen Leib in seine Arme, und fing an ihn auf mehr als eine Art zu entweihen. Umsonst waren Sefirens Thränen, und ihr Geschrey. Jene erweichten kein Herz, das nur der Lust und der Grausamkeit offen war, und dieses hatte nur niedrige Sklaven zu Hörern, die der Befehl ihres Herrn — und im Uebertretungsfall der gewisse Tod — zurückhielt.

Mit fast unterliegenden Kräften rangen Tugend und Scham gegen wüthende Wollust. Als es beynahe aufs Aeußerste gekommen war, riß Sefira, beseelt von Liebe und Verzweiflung,

dem Bassa den Dolch von der Seite, und hielt ihn vor sich hin, die Spitze gegen Ibrahims Brust gerichtet. Feig, wie ein überwältigter Bösewicht, ließ der Bassa die Schöne fahren, und trat hastig zurück, denn der Dolch war vergiftet.

"Siehst du," rief ihm Sefira zu, "daß kein Tyrann so mächtig ist, den zu zwingen, der Muth und Willen hat, sich mit Blute zu retten, oder selbst zu sterben?" Die Entschlossenheit, womit sie dieses sprach, ihr fliegendes Haar, das zerrissene Oberkleid, und der flammende Dolch in ihrer Hand brachten den Bassa aufs äußerste, und verwandelten seine Liebe in Haß. Sein glühendes Auge verkündigte Rache. "Stirb!" rief er, und seine Lippen zuckten vor Wuth; "stirb, weil du deiner nicht würdig leben willst!" Er entfernte sich, und überließ die Schöne dem Nachdenken über ihr bevorstehendes Schicksal. Aber dieses Nachdenken wurde durch die gehabte Erscheinung, und durch den Gedanken aufgewogen, daß der Tod sie von ihrem Tyrannen befreyen, und mit Hassan wieder vereinigen würde.

Der Bassa, dem es nicht schwer fiel, eine Leidenschaft, die unter dem Nahmen der Liebe nichts als Begierde war, der Wuth aufzuopfern,

gab Befehl, die schöne Gefangene hinzurichten. Die nächste Nacht war zur Ausführung dieser schwarzen That bestimmt: zwey Verschnittene erhielten den Auftrag, die Unglückliche zu erdrosseln. Schon raunte man sich im Hause einander in die Ohren, daß die schöne Favoritinn des Bassa eines gewaltsamen Todes sterben sollte.

Man kennt in diesem Lande nur Gehorsam: niemand wagt es, die Handlungen der Großen zu prüfen, oder sich der verfolgten Unschuld gegen sie anzunehmen. Sefira war daher sich und ihrem Schicksal überlassen, und ihr Zustand schien gänzlich hülflos, als ihr der Himmel unvermuthet in der Person des Arabers Omarbeg einen Retter zusandte. Dieser Omarbeg war wegen seiner Erfahrung in der verborgenen Weisheit des Orients hoch angesehen. Seit einigen Tagen war Hassan seiner Sorgfalt anvertraut worden; denn man hielt ihn für einen göttlichen Mann, dessen Künsten selbst die Natur unterworfen sey. Auch war er ein alter Freund des Hamid.

Zu diesem Seher ging Fatime, eine ehemahlige Gespielinn Sefirens, die ihr Schicksal ausgekundschaftet hatte. Sie entdeckte ihm die traurige Lage ihrer Freundinn, und bath um seine Hülfe. "Sefira," setzte sie hinzu, "wird

morgen nicht mehr seyn, wenn deine mächtige Kunst nicht ein Mittel zu ihrer Rettung findet." Der Araber ging schweigend hinweg, und verschloß sich einige Augenblicke im innersten Theile seines Hauses. Als er wieder hervorkam, fragte er Fatimen: "In der nächsten Nacht soll die That geschehen?" und als diese es bejahte, sprach er weiter: "Fasse dich, meine Tochter, ich und der große Geist werden auch dabey seyn!"

Die Nacht stieg dunkler als sonst am Himmel herauf, und einzelne Sterne schienen der Welt ihre blassen Flimmer entziehen zu wollen, um die That nicht anzusehen, welche verschmähte Wollust der Tugend zubereitet hatte. Die Lichter in den Wohnungen verloschen nach und nach; es ward immer stiller, und schon nahte die Stunde, wo nur der Geitz, oder das verworfene Laster noch wacht — jener, um nicht bestohlen zu werden, dieses, um zu stehlen, oder sonst ein großes Bubenstück auszuführen.

Die beyden Verschnittenen, davon einer das Werkzeug der Hinrichtung, eine gelbe seidene Schnur, trug, näherten sich dem innern Theile des Harems: aber Omarbeg, dessen Künsten selbst dieser verbothene Ort nicht verschlossen war, folgte ihnen von weiten, und beobachtete ihre

Schritte. Sie waren nicht weit mehr vom Eingange zu Sefirens Gemach entfernt, als die Wirkungen von des Arabers magischen Künsten sich zeigten. Der Grund zwischen ihnen und dem Eingang that sich plötzlich von einander; zwey ungeheure Schlangen mit Leopardenköpfen stiegen aus dem Abgrunde herauf, und drohten mit aufgesperrten Rachen jeden Annähernden zu verschlingen. Die Sklaven standen wie versteinert, als das schreckliche Gesicht in einem Blitze verschwand.

Ein liebliches Rosenlicht verbreitete nun seinen Glanz. Sefira im langen weißen Kleide, mit einer gelben Schnur um den Hals, trat an der Hand des Propheten aus dem Gemach heraus. Die Schwarzen stürzten nieder, und berührten die Erde mit ihren Stirnen. Als sie nach Verlauf einiger Minuten sich wieder aufrichteten, sahen sie nichts mehr; beym Herausgehen aus dem Hause aber erblickten sie die nähmliche Erscheinung am Eingang des Begräbnißplatzes, und flohen von dannen.

Dieß Alles wurde Zug vor Zug dem Bassa hinterbracht, der mit bitterm Lächeln es als einen nach Landessitte verschönten Bericht des vollzogenen Befehls aufnahm. Die Sklaven wurden

ohne weiteres Nachforschen entlassen. Das Eigentliche der Sache aber verhielt sich also:

Omarbeg, welcher durch seine Künste die Augen, oder die Einbildung der Schwarzen zu blenden wußte, führte Sefiren mitten durch ihre Mörder hindurch, nachdem er sie mit wenig Worten von ihrer Gefahr und seiner Absicht benachrichtigt hatte. Sie erkannte in ihm sogleich den Freund ihres Vaters, und folgte ihm mit unbeschränktem Vertrauen. Beyde gelangten durch einen verborgenen Weg zuerst in den innern Hof von Omarbegs Hause, sodann aber zum Eingang einer Felsenhöhle, die im wiederprallenden Licht einer Fackel, welche der Araber trug, eine endlose Mannigfaltigkeit von sich durchkreuzenden Gängen darstellte, wo es ohne Führer unmöglich war, den Ausweg zu finden.

Omarbeg zog aus seinem Gürtel ein goldenes Pfeifchen hervor, auf dessen durchdringenden Ton ihm ein unbekannter Vogel entgegen geflogen kam, und sich ihm auf die Achsel niederließ. Bald flog er weiter, kam zurück, entfernte sich von neuen, und bezeichnete so durch Hin- und Herfliegen den Weg, bis sie beyde zum Ausgang der Höhle kamen.

Es war Tagesanbruch. Sefira sah sich in eine mit unübersteiglichen Felsen umgebene Einsiedeley versetzt, welche die unglückliche Liebe nicht schöner wünschen konnte. In ihrer jetzigen Lage schien es ihr, daß diesem Orte nichts fehle, weil ihm die Menschen fehlten. Himmelhohe Zedern verbreiteten liebliche Schatten über die niedern Myrtengesträuche, welche mit Pomeranzenbäumen untermischt und gruppenweis zerstreut das Auge durch ihre Mannigfaltigkeit vergnügten, und in jeder Wiederkehr mit neuen Reitzen dastanden. Bald war es eine rings eingeschlossene grüne Ebene, die den Blick fesselte, bald eine Grotte, oder eine romantische Wildniß am Ende lieblicher Spatziergänge. Das Rauschen eines vom Fels herabstürzenden Bachs mischte sich melodisch mit dem Gesange der Vögel.

"Hier, meine Tochter," sprach der Araber mit einem Blicke, dessen ehrfurchtgebiethenden Ernst ein sanftes Lächeln milderte, "hier pflege der Ruh im Vorschmack der Freuden, die ein günstigeres Schicksal dir wieder bringen wird! Gott liebt gute Menschen, und die Wünsche edler Herzen bleiben nicht immer unbefriedigt. Sey gutes Muths, und harre der Zukunft. Dieser Garten, nebst einem treuen Sklaven, werden

dich täglich mit dem Nöthigen versehen." Mit diesen Worten entfernte sich der Alte, und ließ Sefiren im Zustande unnennbarer Empfindungen zurück.

Die Einsamkeit, in welcher Hamids Tochter hier verschiedene Tage hinbrachte, war ihrem Herzen wohlthuend, und hatte anfangs tausend Reitze für sie: bald aber gebrach es derselben an dem Einzigen, was die schöne Natur für sie beseelen konnte — der Gegenwart des Geliebten; in Ansehung aller übrigen Menschen konnte sie nicht einsam genug seyn. Sefira befand sich in einem kleinen Paradiese, wo Alles zur Freude einlud; aber ihr Herz seufzte. Oft sprach sie zu sich selbst: "Welches Schicksal trennt auch ihn von mir? — vielleicht auf ewig! — nein, nicht auf ewig, denn er und ich sind ja gut, und Omarbeg sagte, daß Gott gute Menschen liebe! — Hassan liebt mich, und wird mich suchen! Warum aber hat die Liebe noch nicht gefunden, was sie sucht? — —" So schwamm ihre Seele in einem Meer von Vorstellungen, deren immer eine die andere verschlang.

Indessen ging Omarbeg zum Bassa, um den andern Theil seines Plans auszuführen. Er fand ihn auf einer Ottomane ruhend, mit der

Tabackspfeife im Mund, und stille Wuth im Blicke. Sein Gemüthszustand war ein Schwanken zwischen befriedigter Rache, und dem Wunsche, daß der grausame Befehl wieder zurückgenommen werden könnte. Allein die Vorstellung der Unmöglichkeit, das Geschehene zu ändern, ging allemahl in vermehrte Wuth über; und alsdann war es ihm Leid, daß er nur Eine Sefira seiner Rache habe aufopfern können. Ein leiser Gedanke, daß auch Hassan, als die strafbare Ursache ihrer Weigerung, büßen müsse, stieg in seiner Seele auf — wie im Sturm ein dunkele Wolke am Himmel herauf steigt, und das Antlitz der Sonne bedeckt. Doch ein Rest von väterlicher Liebe, und die unedle Vorstellung, daß Sefira auch für Hassan verloren sey, überwog die blutigen Wünsche seines gereitzten Stolzes.

In dieser Gemüthsfassung war Ibrahim, als Omarbeg zu ihm in das Zimmer trat, und sich bis zur Erde neigte. Der Bassa sah ihn bedeutend an, und schwieg. "Gott laß' es dem mächtigen Ibrahim wohl gehen!" sagte der Araber; "hier bin ich, Herr, deine Befehle zu empfangen." Mit einem kleinen Kopfnicken versetzte Ibrahim: Ist mein Sohn wieder herge-

stellt? Ich werde morgen diese Gegend verlassen. "Wen der Himmel liebt," nahm Omarbeg das Wort auf, "dessen Haus müsse an Kindern blühen, wie das deinige! Herr, dein Sohn ist auf dem Wege der Besserung, aber noch nicht stark genug, das Ungemach der Reise zu ertragen. Ueberlaß ihn meiner fernern Sorgfalt, und schenke deinem Knechte die Wohlthat, dir deinen Sohn wieder zu geben!" Womit willst du mir für ihn haften, wenn ich dir ihn hier lasse? fragte Ibrahim. "Herr," versetzte der Araber lächelnd, "ich habe noch nicht so lange gelebt, um das Leben zu hassen. Siehe, hier ist mein Kopf, wenn an der Pflege deines Sohns nur das Mindeste vernachlässigt wird." Nun dann (sprach Ibrahim), er bleibt deiner Sorgfalt überlassen, denn du bist ein in Künsten und Wissenschaften erfahrner Mann. Aber du mußt mir auch für seine Wiederkunft stehen. Omarbeg berührte den Boden mit seiner Stirne, und entfernte sich.

Nun ging er zu seinem geliebten Hassan, den er durch ferne Vorstellungen von der Möglichkeit des Wiedersehens aufzuheitern suchte, ohne jedoch ihn mit dem Eigentlichen seiner Geschichte bekannt zu machen. Ein dunkler Strahl jugend-

licher Hoffnung, die Natur, und angewandte Arzneymittel wirkten so viel, daß Hassans Schwermuth sich etwas verlor, und die Kräfte sich wieder einfanden. Ibrahim Bassa hatte indessen die Gegend verlassen.

Nichts schien jetzt der Ausführung des Projekts im Wege zu stehen, welches Omarbeg durch alles Bisherige vorbereitet hatte, und welches dahin ging, die beyden Liebenden auf eine überraschende Art zusammen zu bringen, alsdann aber mit ihnen die Flucht zu nehmen, und den Rest seines Lebens auf der fruchtbaren Insel Bahram, am persischen Meerbusen, in ihrer Gesellschaft hinzubringen.

An einem heitern und stillen Abend führte der Araber seinen Wiedergenesenen am Ufer des Flusses spatzieren. Alles war ruhig, nur nicht die Seele Hassans. Omarbeg suchte seine Gedanken zu zerstreuen, indem er ihn auf die mannigfaltigen Schönheiten der Natur aufmerksam machte. "Siehe, mein Sohn," sprach er, "wie herrlich die Sonne dort untergeht!" Herrlich! (gab Hassan zur Antwort,) ich wünschte so zu sterben. "Wie meinst du das?" versetzte Omarbeg; "die Sonne geht immer wieder auf, also, weil sie nicht stirbt?" Nein, erwiederte Hassan,

weil sie glücklich war, indem sie glücklich machte, und sich noch scheidend ihrer Laufbahn freuet. Auch ich war einst glücklich, und freute mich!

Das Erhabenschwärmerische, welches aus dieser Antwort Hassans hervorleuchtete, verrieth bey aller Schwermuth einen Gemüthszustand, den Omarbeg nicht ungern sah. Es war das Wiedererwachen für die Freuden des Lebens. Der Araber schloß hieraus, daß Hassan genug zu der Szene vorbereitet sey, die er mit ihm vorhatte. "Du wirst glücklich seyn, und glücklich machen!" sagte er lächelnd zu ihm. Hassan antwortete nicht; ein tiefer Seufzer stieg aus seiner Brust, und er wandte sich noch einmahl nach der untergehenden Sonne.

Unter abwechselnden Gesprächen langten sie wieder in der Wohnung des Arabers an. Hassan war müde; Omarbeg reichte ihm eine Schaale Sorbet, den er mit einem einschläfernden Mittel versetzt hatte. Die Wirkung erfolgte, und Hassan gerieth in einen tiefen Schlaf.

In diesem Mittelzustande zwischen Leben und Tod ließ ihn Omarbeg durch einige treue Sklaven nach der Einsiedeley tragen, wo er beym Erwachen mehr als das Leben — wo er Sefiren wieder finden sollte. Er folgte selbst dahin nach,

und genoß mit trunkener Seele im voraus die Freuden der Liebenden bey ihrem unvermutheten Wiedersehen. Sein Plan war auf das Ueberraschende angelegt: nicht zufrieden, zwey edle Herzen glücklich zu machen, wollte er durch die Art selbst, wie dieß bewerkstelligt wurde, die Wonne des Wiederfindens noch erhöhen. Er hatte selbst in seiner Jugend mit Feuer geliebt, und nahm daher jetzt lebhaften Antheil an Freuden, in denen er die schönen Tage seines Lebens wieder fand. —

Hassan wurde nicht weit von einem sanft murmelnden Wasserfall, unter einem offnen Zelte von rosenfarbner Seide, niedergelegt. Sein Lager war mit Blumen geschmückt; neben ihm standen einige Tische, und auf denselben silberne Körbchen mit einladenden Früchten. Es war gegen Morgen. Omarbeg entfernte sich, um aus seinem Hinterhalte die Szene mit anzusehen, und die Seligkeit der Liebenden zu theilen.

Der Himmel röthete sich immer mehr in Osten, und verkündigte die Königinn des Tages, als Hassan durch einen lieblichen Gesang aus seinem Schlaf erweckt wurde. Er sprang vom Lager auf, blickte rings umher, und wußte nicht,

wie ihm geschah. "Bin ich wonnetrunken? oder ist diese Gegend bezaubert?" rief er aus. Indem ließ sich die Stimme von neuen hören: er horchte, und schwamm in Entzücken. Die Töne waren Sefirens, die begleitende Laute hielt sein Wahn für Musik des Himmels. Ihm schwindelte, als er folgenden Gesang vernahm.

Ach! wohin, du Paradies der Freuden,
Die ich einst mit vollen Zügen trank?
Wirst du ewig diese Erde meiden,
Wo die Sonne deines Lebens sank?

Werd' ich nimmer deinem Murmeln lauschen,
Silberbach, der meine Flur durchlief?
Nimmer mit dem Zwang die Freyheit tauschen,
Die so schön zum Glück des Lebens rief?

Nimmer den Erwählten meiner Liebe
Froh umarmen — welche Seligkeit!
Himmel war in jedem unsrer Triebe,
Bey der Küsse süßen Wechselstreit!

O! der Wonne! wie zwey Flammen glühten
Unsre Seelen in einander; wie
Abendluft in Pomeranzenblüthen,
Schwammen, zitterten in Wollust sie!

Täuscht die Hoffnung ewig? und verlieren
Ihre Freuden sich im bangen Ach?
Nein, mich werden Glück und Liebe führen,
Und versiegen wird der Thränenbach!

Hassan, bey dem in diesem Augenblick die Erinnerungen seiner ehemahligen Seligkeit erwachten, fuhr plötzlich zusammen, fiel nieder, und berührte den Boden mit seiner Stirne. Dann richtet' er sich auf, und sprach, das Angesicht gegen Morgen gewandt, mit lauter Stimme: "Hast du, erhabener Allah, den Gläubigen deines Propheten ein irdisches mir noch nicht bekanntes Paradies in dieser Gegend bereitet? — oder ist Sterben so leicht, und nur ein sanftes Hinüberschlummern zum Erwachen in deinen seligen Wohnungen? — Aber woher das schmachtende Sehnen im Gesange deiner Engel? Können auch im Paradies unbefriedigte Wünsche seyn?"

Bey diesen Worten trat Sefira aus dem Gebüsche hervor, erkannte ihren Geliebten, und flog mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu. Hassan taumelte zurück, und konnte kaum noch die gebrochenen Worte vorbringen: "o! seliger Engel — in einer schönern Gestalt konntest du nicht erscheinen, mir zu winken! — — Welch ein himmlisches Licht umleuchtet mich? — Du breitest

deine Arme aus — sich' — ich folge!" Er sank der auf ihn zu eilenden Geliebten in die Arme, und gab seinen Geist auf.

Mit einem Strom von Thränen küßte Sefira die Wangen des theuren Jünglings. "Ach!" rief sie, "willst du nun sterben, da mich der Himmel dir wieder schenkt, um ganz dein zu seyn? Erwache doch, Licht meiner Seele! gib mir selbst Leben und Himmel wieder! — Nicht Sefirens Engel, sie selbst, deine dich liebende Sefira ist's, die dich in den Armen hält! Erwache — — —" Sie sank unter Thränen und Schluchzen auf sein Angesicht: aber selbst der Kuß der Liebe konnte die entflohene Seele nicht wieder zurückrufen. "Todt!" rief Sefira, die Augen gen Himmel gerichtet, und im Ausdruck des unaussprechlichsten Schmerzes.

Der Himmel schien sich ihrer zu erbarmen; denn er deckte sich plötzlich mit einem schwarzen Donnerwetter. Ein Blitz fuhr herab: sprachlos und entseelt blieb Sefira auf ihrem Geliebten liegen, den sie auch im Tode noch fest umschlungen hielt. —

Zu spät trat jetzt Omarbeg aus seinem Hinterhalt hervor. Er betrachtete mit stummer Wehmuth die beyden Liebenden, und den traurigen

Ausgang seines Plans. Bald weilt' er nachdenkend bey dem edlen, aber allzu feurigen Hassan; bald hafteten seine Blicke auf der eben so zärtlichen als unglücklichen Sefira, deren Reitze auch der Tod selbst nicht ganz hatte verstellen können. Sie schien zu lächeln, und das Glück zu fühlen, mit dem im Tode vereint zu seyn, der ihr im Leben Alles war.

Omarbeg, der in diesem ganzen Vorfall etwas Geheimnißvolles erblickte, beschloß die Erblaßten ohne Verzug auf der Stelle sebst zu begraben, wo das Uebermaß des Gefühls ihre Seelen auf ewig vereint hatte. Er legte Hand an, war aber kaum einige Fuß tief in die Erde gekommen, als er auf eine gewölbte Gruft stieß, die er beym Hineinsteigen leer, und ohne Spuren eines schon verweseten Körpers fand. Statt dessen erblickte er am äußersten Ende derselben einen kleinen Altar, und auf demselben eine goldne Lampe, die einen blassen Schein von sich warf. Als er näher kam, las er am Altare folgende Inschrift:

Unsterblicher Liebe heilig. —

Den Araber überfiel ein unbekannter Schauder. Er legte die Leichname der beyden Liebenden in diese Gruft, verschloß dieselbe mit einem

großen Steine, und errichtete darüber einen Rasenhügel. Weinend schied er von seinen Geliebten.

Mit einbrechender Nacht kehrte er noch einmahl nach dem Grabhügel, den melancholisches Dunkel umgab. In einer kleinen Entfernung glaubte er die Lampe oben auf dem Hügel brennen zu sehen, und stutzte. Das Licht wuchs, und ward zu einer glänzenden Wolke, die sich empor hob. Hassan und Sefira stiegen Hand in Hand auf derselben gen Himmel, und verloren sich aus dem Gesichte. Am folgenden Morgen fand man auf dem Grabhügel einen blühenden Rosenbusch.

VII.

Ueber den Einfluß der bildenden Künste auf den Geist und die Sitten einer Nation.

Welcher Wirkung auf den Geist und die Sitten einer Nation sind die bildenden Künste nach unserer gegenwärtigen Verfassung fähig? und, wenn diese Wirkung bestimmt ist, werden sie von unsern Künstlern dazu angewandt? — zwey Fragen, die ich den Patrioten Deutschlands zur Beherzigung empfehlen wollte!

Nach unsrer gegenwärtigen Verfassung, habe ich gesagt: denn daß die bildenden Künste überhaupt einer vorzüglichen Wirkung, nicht nur auf den Geist und die Sitten eines Volks, sondern auch auf die physische Veredlung und Polizirung desselben, fähig seyen, ist aus der Geschichte hinlänglich erwiesen, und kann aus ihrer Natur selbst dargethan werden. Tiefes, inniges Gefühl, und leidenschaftliche Ergreifung des Gegenstandes sind von ihrem Wesen unzertrennlich, und was wirkt mächtiger auf Geist und Körper, als diese beyde?

Auch würde der Mann eine Seltenheit seyn, der, bekannt mit der Geschichte der Menschheit und den allmählichen Fortschritten ihrer Bildung, an einer Wahrheit zweifeln könnte, deren Spuren sogar in den feyerlichen Denkmahlen der ältesten Gesetzgeber zu finden sind.

Also nicht eine Wiederhohlung des Bekannten, sondern eine Anwendung desselben auf unsre Zeiten und unser Vaterland, ist die Absicht gegenwärtiger Gedanken. —

Die Künste wirken auf den Geist, und überhaupt auf die Bildung der Nation. Dieß wird in Ansehung der alten Aegypter, Phönizier, und besonders der Griechen, fast allgemein zugegeben. Nur zu unsern Zeiten, nach unsrer gegenwärtigen Verfassung, nach den Sitten und der Denkungsart des Jahrhunderts, soll's nicht mehr Statt finden. Man glaubt viel einzuräumen, wenn man den sonst so sehr gepriesenen Künsten das Vermögen übrig läßt, die leeren Augenblicke enthusiastischer Liebhaber zu füllen, oder die üppige Phantasie zu nähren, und junge Dichter zu begeistern.

Und nun die Gründe! "Jene tiefere Wirkung der bildenden Künste war zu den Zeiten der Vorwelt, unter dem milden griechischen

Himmel wohl möglich, wo die Natur mahlte, und eine bilderreiche Sprache die Seele mit ihr zum Einklang stimmte. Aber unser weniger günstiges Klima, unsre kälteren philosophischen Begriffe, unsre bürgerlichen Verfassungen — — —"

Genug! Diese Gründe, und alle möglichen, die man ihnen noch beyfügen kann, beweisen — was keines Beweises bedarf: daß die Künste nicht gerade so auf uns wirken können, wie ehemahls bey den Griechen. Sind sie aber darum wirkungslos? Ich glaube nicht! Wenn bey jenem feinen und geistreichen Volke die Kunst tiefer und inniger wirkte, so frag' ich: lag diese Wirkung bloß in dem Klima, und dem freylich unläugbaren Zusammenflusse günstiger Umstände? oder lag sie zugleich in der Art, wie die Kunst empfunden und ausgeübt wurde, das ist, in der Kunst selbst?

Daß man der griechischen Kunst in Ansehung der tieferen Wirkung einen so großen Vorzug einräumt, ist Folge der irrigen Vorstellungen, die man sich überhaupt von der Kunst, ihrem Umfang, und ihrem Endzweck macht, ohne die Fälle zu unterscheiden, wo ihre Wirkungen nothwendig von einander abweichen müssen. Es kommt Alles darauf an, daß man erstlich die

Kunst auf ihre ursprüngliche Lauterkeit zurückführe, welche sie durch die vermeinte Verfeinerung der Neueren verloren hat; und zweytens sie unserm Klima, dem Geiste des Jahrhunderts, und den Sitten des Landes klüglich anpasse.

I. Man muß die Kunst auf ihre ursprüngliche Lauterkeit zurückführen. Die Kunst der Griechen — so wie ihre Dichtung — war Ausdruck innigen Gefühls, mit aller Wärme, und aller überlegten Auswahl, wodurch sich dieß fein organisirte Volk so merklich unterschied, dem Anschauer als ein sichtbares Bild des Unsichtbaren dargestellt.

Der Mensch überhaupt hat einen unüberwindlichen Hang, seine lebhaftern Empfindungen andern mitzutheilen, und sie dadurch nicht nur zu vervielfältigen, sondern ihnen auch eine Art von Dauer zu geben, die ihren Genuß verewigt; und dieser Hang fließt aus dem allgemeinen Bestreben, unsre Glückseligkeit zu befördern. So auch im gegenwärtigen Falle! Der Künstler, von irgend einer Vorstellung lebhaft ergriffen, gibt ihr Umriß und Körper, in der ob gleich nicht immer mit Bewußtseyn verknüpften Absicht, durch ihre Darstellung die Summe seiner Glückseligkeit zu vermehren. Erhöhter, verlängerter Genuß ist

also Endzweck des Künstlers; das Kunstwerk, und die Menschen außer ihm sind Mittel, diesen Endzweck zu erreichen. Beydes zusammen lebhaft empfunden, ist Liebe — der Alles belebende Hauch, und die Seele der Kunst.

Bey den Griechen war diese Liebe, dieser Hang seine Empfindungen mitzutheilen, aus bekannten Ursachen ungleich stärker, als bey irgend einem andern Volk. Daher so manche schöne Blume der griechischen Dichtung und Kunst, die man als unerreichbare Muster seit Jahrhunderten unglücklich nachgeahmt hat, und immer unglücklich nachahmen wird, weil man den einzigen wahren Grund ihrer Schönheit übersah.

Dieser einzige wahre Grund war, wie gesagt, tiefes, lebendiges Gefühl — Aufstreben der bewegten Seele, das schwebende Bild ihrer Begeisterung festzuhalten, und durch Mittheilung eines ganz empfundenen Gutes oder Uebels den regen Trieb der sympathetischen Theilnehmung zu stillen. Je lebhafter die Vorstellung einer Sache ist, desto größer wird die Begierde seyn, sie andern mitzutheilen, aber desto weniger ist sie auch mittheilbar. Die beschäftigte Seele wird also alle ihre Kräfte anwenden, diese Schwierigkeit zu überwinden — dem Unkörperlichen Körper zu geben.

Die Kunst Ideen mitzutheilen, ist Sprache, das Wort in seinem weiteren Umfange genommen. Mahlerey und Schrift lagen also in der Natur des Menschen: denn beyde wirken auf unsre eigne Einbildungskraft so gut, als auf eine fremde, und diese zweyfache Wirkung ist das große Princip von beyden. Durch umschreibende Linien wird unsre Empfindung gleichsam fixirt, das dunkle Gefühl geht in ein helleres Licht über, die rege Phantasie lenkt unsre folgsame Hand, wir mahlen eigentlich, oder uneigentlich — und nun erst steht die lichte Schöne in aller ihrer Gottheit vor uns! — —

Man wird mir diese psychologische Abschweifung zu gut halten; sie war nöthig, um meine Ideen deutlich zu machen, und erleichtert dem Leser das weitere Nachdenken über die eigentlichen Ursachen des größeren Wirkungskreises der griechischen Kunst, in Vergleichung mit der neuern. Jene war die Tochter von einem der edelsten Triebe des Menschen — der Neigung seine Ideen zu erhellen, und zu erweitern — und so sprach sie auch aus Seele in Seele. Sie war Volksangelegenheit, und brachte in den Händen kluger Staatsmänner Wirkungen hervor, davon wir heut zu Tage keinen Begriff mehr haben. Der

Unterschied zwischen altgriechischer, und neuer Kunst ist mit einem Worte dieser: Jene stand, wie die heitere Existenz eines ruhigen und zufriedenen Weisen, durch sich selbst, und für sich selbst da; diese ist meist nur Nachahmung, Geschöpf äußerer Ursachen, und Sklavinn fremder Zwecke *). Mußte sie das unter uns werden? Wir wollen sehen!

*) Der Unterricht, womit man junge Leute der Kunst zuführt, ist selten aus der echten Quelle geschöpft, und schränkt sich meist auf mechanische Nachahmung ein. In den besten, besonders römischen, Zeichnungsschulen z. B. führt man die Lehrlinge stufenweis von den einfach hingeworfenen Massen des Annibal Caracci zu den ausgesprungenen Umrissen, und der mit Mannigfaltigkeit verknüpften Großheit des Michel Angelo, von diesem zur ausdrucksvollen, erhabenen, und freyrichtigen Grazie des Raphael, und endlich zu den Antiken. Ich habe gegen diese Einrichtung nichts. Nur wünschte ich, daß man auch den Geist der Zöglinge besser ausbildete, und zeitig in ihnen das Gefühl für Großheit und Grazie, die sie zeichnen sollen, weckte; sonst werden ihre Produkte, wo sie diese mühsam erlernten Begriffe hernach anbringen wollen, gerade so aussehen, wie der zu plötzlichem Glück gelangte Pöbel.

II. Die Kunst muß sich dem Klima, dem Geiste des Jahrhunderts, und den Sitten des Landes klüglich anschmiegen.

Was ich als den eigentlichen Grund der griechischen Kunst annahm — erhöhte Empfindung, die sich mitzutheilen strebt — findet unter allen Himmelsstrichen mehr oder weniger Statt. Die wahre Kunst wird bey allem Einfluß äußerer Verhältnisse immer Reproduktion einer und derselben Ursache seyn, so verschieden auch die Gestalten seyn mögen, in welchen sie sich zeigt. Veränderte Lagen und Verhältnisse ändern keines Weges ihre Natur, sie zeigen sie nur in einem andern Lichte. Hat der Künstler Genie, so wird er selbst aus dem veränderten Geschmack seines Zeitalters Vortheil ziehen. Gebt ihm noch einen Perikles, seine Talente zu wecken, er wird Schöpfer, und bildet den Geist der Nation, dem er selbst seine Bildung verdankte.

Jener Grund der Nichtanwendung, welcher von dem starken Abstande voriger und jetziger Zeit, und von dem so sehr verschiedenen Nationalcharakter der Völker hergenommen ist, und der beym ersten Anblick wirklich von Gewicht zu seyn scheint, wird folglich bey näherer Beleuch-

tung viel von seiner Stärke verlieren; wir werden erkennen, daß es in der Natur des Menschen sey, zu mahlen, und sich durch Bilder lenken zu lassen, wohin der begeisterte Künstler will.

Was ich hieraus folgere, ist: daß diese Empfänglichkeit wohlorganisirter Menschen auch die eigentliche Basis der Kunst seyn müsse, wovon die Neuern so wenig abweichen sollten, als die Alten es thaten. Ob das wirklich geschieht? und ob nicht die neueren Künstler überhaupt vielmehr einen ganz verschiedenen Weg betreten? — Die Erfahrung mag entscheiden!

Aber diesen nach Zeit und Klima abgeänderten Einfluß der Kunst in seiner Allgemeinheit zugegeben, wie und auf welche Art wirken die Produkte des Künstlers? wie bildet er den Geist der Nation?

Ob ich gleich im Vorhergehenden die Natur und Beschaffenheit dieser Wirkung im Allgemeinen erklärt zu haben glaube: so ist es doch äußerst schwer, in einzelnen Fällen hierüber etwas Bestimmtes zu sagen. Die tiefste Menschenkenntniß, und gesammelte Erfahrungen von mehr als einem Jahrhundert müßten sich vereinigen, um diese Frage in ihrem ganzen Umfange zu beantworten. Alles beruht indessen auf dem Un-

stande: das Gefühl der Nation für das wahre Schöne zu wecken, und zu veredeln.

Wenn die Künste einer mehr als gemeinen Wirkung fähig seyn sollen, so muß zuvor der Geist der Nation zu jener Reitzbarkeit gestimmt werden, ohne welche Linien und Farben todter Buchstabe sind. Alle produktiven Kräfte der menschlichen Seele müssen zu Einem Zwecke wirken; in Empfindungen, Gedanken, und Handlungen muß eben die Erhabenheit, eben der Geist des Schönen — oder vielmehr die noch unentwickelte Anlage dazu — herrschen, wodurch die Schöpfungen der Künstler erst eigentlich Kunstwerke werden. Das ist aber mehren Theils ein Werk des Glücks, und zusammentreffender Umstände. Wir können nur Veranlassung geben; eine Philosophie der Künste haben wir noch nicht — werden sie auch wohl sobald nicht haben. Aber wohl uns, wenn unsre Kunstwerke, bey aller Verschiedenheit des Orts und der Zeit, aus gleichen Ursachen zu gleichen Zwecken wirken, wie bey den Griechen!

Statt also durch ein voreiliges System den Wirkungskreis der Künste zu bestimmen, will ich mich begnügen, stille Winke zu geben, dadurch, daß ich aus vielen möglichen Fällen, wo die

bildenden Künste offenbar auf den Geist der Nation wirken, einige der auffallendsten heraushebe. Wenn diese Winke nicht unmittelbar auf neue Wahrheiten führen, so können sie wenigstens einigen sehr alten ihren Glanz zum Theil wieder geben. Ein Wort gesagt zu seiner Zeit ist ein Saamenkorn, das nicht selten auf ein fruchtbares Land fällt.

Die Erhaltung des Andenkens ruhmwürdiger Thaten, oder merkwürdiger Nationalbegebenheiten, ist ein Zweck, den die bildenden Künste niemahls aus den Augen verlieren müssen; das Große und Schöne sinnlich darzustellen, ist ihr eigentliches Geschäft. Eine triviale Wahrheit! wird man sagen. Sehr wohl; nur daß man nicht bedacht ist, diese triviale Wahrheit etwas mehr in Ausübung zu bringen! Wenn alle Welt weiß, was alle Welt nicht thut, so seh' ich nicht, warum man das hundert Mahl Gesagte nicht zum hundert und ersten Mahle wiederhohlen dürfe.

"Aber diese Verewigung des Verdienstes durch die Hand der Kunst, setzt sie nicht ein gewisses inniges und lebhaftes Gefühl voraus, womit die theilnehmende Seele sich dem Triebe der Bewunderung überläßt, sich selbst erweitert, und

nun das vor ihr aufsteigende Bild zu realisiren sucht?" Allerdings! es ist unmittelbare Folge aus dem Vorhergehenden. "Wenn also dieß lebhaftere Gefühl, diese Erweiterung der Seele, zur Hervorbringung, wie zum Genusse, eines würdigen Kunstwerks nothwendig ist, so fragt sich: ob der Geist der Nation dessen in dem erforderlichen Grade empfänglich sey, daß man daher die Belohnung des Verdienstes durch die Hand der Kunst erwarten könne?"

Der Nachkomme wende seinen richtenden Blick von diesem Umstande! Gerade hier ist's, wo die deutsche Nation Tadel verdient. Eben so gleichgültig gegen ihre großen Männer, als gegen ihre wesentlichen Vorzüge, scheint sie nicht zu fühlen, daß sie gemacht ist, die erste von Europa zu seyn. Die Ursachen sind bekannt, und nicht ohne Gewicht; aber man wird mir's verzeihen, wenn ich ihre Wegräumung nicht für ganz unmöglich halte.

Ich blicke um mich her, und suche meist vergeblich die Monumente, welche zu gleicher Zeit der Kunst und dem Volk Ehre machen, von dem ich abzustammen das Glück habe. Was die Geschichte im Tempel der Unsterblichkeit (ob immer mit Würde?) aufgestellet hat, ist nur

selten durch die ältern deutschen Künstler verewigt worden. Die neuern, statt auf Originale zu denken, hohlen ihre Gegenstände meist im Auslande, und kopiren jedes mittelmäßige Produkt der Engländer und Franzosen. Sie scheinen zu vergessen, daß es jedem echten Deutschen heilige Pflicht sey, die glänzenden Thaten seines Volks in ihrer ganzen Würde der Nachwelt zu überliefern *). Eine Blume mehr im Tempel

*) Der ältere Tischbein, welcher überhaupt der deutschen Kunst so viel Ehre macht, hat auch hierin unsern Künstlern einen lehrreichen Wink gegeben. So mahlte er z. B. den Sieg Hermanns über den Varus, welches Meisterstück auf dem Fürstlichen Schlosse zu Pyrmont hängt. Ein ander Mahl stellte er vier Szenen aus Klopstock's Hermannsschlacht mit einer Kunst vor, die jeden Kenner zur Bewunderung hinreißt. Diese vier Gemählde besitzt der Hr. Geheime Regierungs-Rath von Schmerfeld zu Cassel. Sie sind, so wie das obige, im Journale von und für Deutschland (Jahrg. 1785., VII. St. S. 18 f., XII. St. S. 537.) mit Wärme und Genauigkeit beschrieben worden.

Bey dieser Gelegenheit aber kann ich eine Anmerkung nicht unterdrücken, die mir bey den Aeußerungen deutscher Vaterlandsliebe oft

der Unsterblichkeit auf den Altar geopfert, bleibt gewiß dem künftigen Sammler nicht unbemerkt.

Wir können, und wir sollen die Tugend krönen, weil nichts mächtiger auf junge Gemüther wirkt, als der verdiente Ehrenkranz. Aber welcher böse Dämon hat uns bisher verhindert, dieß, nach dem Beyspiel anderer Nationen, durch die tiefwirkende Darstellung der bildenden Künste zu thun? – Kleist's und Gellert's Monumente, einige Blätter von Rode, die von

aufstieß. Wenn durch die Darstellung der beabsichtigte Zweck, den Geist einer edlen Nacheiferung zu beleben, erreicht werden soll, so müssen die Gegenstände nicht aus allzuentfernten Zeiten gewählet werden. Wir lieben nur das Aehnliche, unsern Empfindungen Correspondirende. Die Schicksale eines halbwilden Volks, von dem wir abstammen, können uns unmöglich mit der Theilnehmung erfüllen, die uns neuere Begebenheiten einflößen, wo unsre Nation eine große Rolle spielte. Die griechischen Tragiker und Artisten wählten ihre Heroen nicht aus den Zeiten der Pelasger; und doch waren diese durch Sitten und einen gemeinschaftlichen Mythos mit ihren Abkömmlingen noch näher verknüpft, als es die Teutonen aus Hermanns Zeiten mit uns sind.

Abramson verfertigten Denkmünzen, und einige andere Versuche dieser Art *), machen hier nur eine kleine Ausnahme; im Ganzen herrscht Lethargie.

Indessen zeugen doch diese obgleich sparsamen Versuche von dem Gefühle jenes Mangels einer Nationalkunstliebe, und von der Begierde, ihm abzuhelfen. Nur wäre zu wünschen, daß man sich dabey mehr an die griechische Simplizität hielt, und das Ueberladene vermied. Die meisten der in neuern Zeiten dem Verdienste gewidmeten Denkmahle zerstreuen durch die Menge ihrer Anspielungen und Attribute die Aufmerksamkeit. Dieß schwächt den Eindruck, und verwischt das Bild, welches in der Seele des Betrachters entstehen sollte. Ein noch größerer Fehler, den die Künstler dabey begehen, liegt in der Art der Darstellung selbst. Sie geben uns kalte Geschichte oder Allegorie, statt mit voller Empfindung aus dem Herzen in Herzen zu

*) Das dem unsterblichen Leibniz in Hannover errichtete Denkmahl war zur Zeit, als dieser Aufsatz sein Daseyn erhielt, noch nicht vorhanden; und ein neueres unserm Lessing geweihtes ist erst kürzlich (1796.) in Wolfenbüttel errichtet worden.

sprechen; sie beschäftigen durch ihre Werke das Gedächtniß und die Einbildungskraft, aber sie geben der Seele keinen deutlichen bestimmten Gedanken, der sie erweitern und anfeuern könnte.

Die Einwendungen, welche man gewöhnlich gegen meine Forderung macht, sind mir nicht unbekannt; und wenn ich einige derselben hier berühre, so geschieht's bloß, um ihre Schwäche zu zeigen.

Die griechische Kunst, heißt es erstlich, durch ein ganz sinnliches Göttersystem gehoben, hatte den Vortheil einer äußerst simplen Allegorie — oder vielmehr, was wir bey ihr für Allegorie halten, war jedermann verständliche Volksreligion. Aber unsre Religionsbegriffe, unsre Sitten, und der Geist des Jahrhunderts verbannen dieß mächtige Hülfsmittel, oder schwächen wenigstens seine Wirkung. Der neuere Künstler muß ganze Geschichten mahlen, wo der Grieche mit einem einzigen Zuge seiner Götterlehre auslangte.

Politische Verhältnisse, spricht man zum andern, machen jene erhabene Einfalt, die wir mit Recht an den Antiken bewundern, in der Vorstellung neuerer Begebenheiten meist unthunlich, und nicht selten gefährlich.

Diese zwey allerdings scheinbaren Einwendungen haben nur den kleinen Fehler, daß man hier abermahls das Wesentliche von dem Zufälligen nicht gehörig unterscheidet.

Wenn ich den ersten Einwurf auch in seiner ganzen Stärke zugebe — welches sehr viel ist — so folgt doch wieder nicht mehr und nicht weniger daraus, als daß die Künste bey uns nicht gerade so wirken können, wie sie bey den Griechen thaten. Dieß hab' ich oben selbst zugegeben, und so viel ich weiß, hat es kein heller Kopf jemahls geläugnet. Was aber für unser Zeitalter Nachtheiliges daraus folge, seh' ich noch nicht ein; vielmehr glaub' ich, auf die Erfahrung gestützt, ohne weitern Beweis annehmen zu können: daß die Geschichte jedes Zeitalters einer verschönernden Darstellung der Kunst fähig sey, welche nur vom Genie des Künstlers abhängt *).

Eben dieß muß ich in Ansehung des zweyten Einwurfs sagen; Er findet nicht in allen Fällen Statt, und einzelne Beyspiele beweisen, daß die

*) Ein sprechender Beweis, was die Kunst, unabhängig von Zeit und Umständen, leisten könne, ist das bekannte Grabmahl der Madame Langhans, zu Hindelbank im Kanton Bern, vom verstorbenen Rath Nahl.

Klugheit des Künstlers dem besorglichen Anstoß ausweichen könne.

Also dürfen wir nur die Keime des Enthusiasmus für das Große und Schöne wecken — das Genie der Künstler ermuntern, um der Tugend unsers Volks, indem wir derselben einen Tempel errichten, neuen Schwung zu geben. Großer Gedanke, wenn er der Kunst nicht unbemerkt bleibt! —

Die Veredlung der menschlichen Natur ist der zweyte große Endzweck der bildenden Künste. Ich könnte sie den ersten nennen: denn was ist dem Menschen wichtiger, als was ihn der unmittelbaren oder mittelbaren Absicht aller seiner Bestrebungen nähert? Aber da die Künste nur in einem sehr merklichen Grade von Vollkommenheit diese Wirkung äußern; da dieselbe still und geistig ist, und nicht selten auch dem scharfsinnigsten Beobachter entgeht: so hab' ich das, was die Künste hierin leisten können, lieber ihren zweyten Endzweck nennen wollen.

Veredlung der menschlichen Natur, und diese durch die Kunst — nicht etwa auf der Leinwand, oder am Marmor, sondern am Menschen selbst — erreichbar? Nicht anders!

Die Kunst, indem sie unsern Geschmack bildet, gewöhnt unser Auge und unsre Empfindungen an das Schöne. Gut! wird man sagen; aber was folgt denn daraus? — daß sich Auge und Empfindungen allmählich so sehr an das Schöne gewöhnen, daß es endlich nicht mehr Eindruck auf uns macht, als das Gemeine, und selbst das Ungestalte!

Ich läugne nicht, daß dieser letztere Fall mit gewissen Einschränkungen möglich sey. Jeder sinnliche Eindruck, zu oft und ohne Intervalle wiederhohlt, verliert an Stärke und Lebhaftigkeit. Dessen ungeachtet aber würde man sehr übereilt daraus schließen, daß unser Gefühl für das Schöne dadurch nach und nach abgestumpft werde, und endlich alle Empfänglichkeit verliere. Zwischen Empfinden, und Empfinden ist ein Unterschied. Fragt den ungebildeten Landmann, dessen Leben Vegetation ist, und dessen Ideen auf das Land, das er pflügt, eingeengt sind, was er beym hundert Mahl gesehenen Aufgange der Sonne empfindet? Fragt den gefühlvollen Dichter! —

In der That ist jener Satz: daß das Schöne, zu oft empfunden, endlich nicht mehr Eindruck auf uns mache, als das Gemeine und Häßliche,

einem Sittenspruch ähnlicher, als einer psychologischen Erfahrung. Man sondert jene wohlthätige Empfindung nicht gehörig von der Einwirkung zufälliger Nebenumstände ab, daher entstehen falsche Resultate. Sollte sich das Gefühl des Schönen nicht auf Grundsätze zurückführen lassen, die jenem Ausspruche wenigstens viel von seiner Allgemeinheit nehmen?

Die ewige Urschönheit, welche zunächst an Gott gränzt, kann von dem Menschen nur durch Hülfe der Sinne, also nicht in ihrer ursprünglichen Lauterkeit, empfunden werden; sonst würde sie auch bey einem ununterbrochenen Genusse nicht ermüden, und sich immer selbst ähnlich seyn. Die Vorsehung, welche dem sinnlichen Menschen ihren Genuß nie ganz entziehen wollte, gab ihr daher jene wohlthätige Einrichtung, nach welcher sie durch die ganze Natur verbreitet immer in einem neuen Licht erscheint, und durch unzählige Abstufungen das Einförmige und Ermüdende für jedes Auge, das sie zu finden weiß, verliert.

Die aufgehende Sonne — um bey dem vorigen Gleichnisse zu bleiben — behält immer ihren eigenthümlichen Glanz, und was kann einfacher seyn, als sie? Aber bey dem vollen Zauber, wo-

mit sie die sichtbaren Gegenstände der Natur belebt, ist sie, nach allen Umständen betrachtet für uns niemahls dieselbe. So auch die Schönheit! Ihre Eindrücke mögen so oft wiederhohlt werden, als sie wollen, ihre Wiederkehr wird allemahl mit gewissen Modificationen begleitet seyn, die ihr den Reitz der Neuheit geben; und ihre Eindrücke werden nicht aufhören wohlthätig zu seyn, so lang' unser Nervensystem nicht durch widrige Zufälle zerrüttet ist.

Man ziehe hieraus die Schlußfolge auf jedes einzelne schöne Produkt! Das wahre Schöne kann nie unangenehm werden, so wie ein häßlicher Gegenstand zwar das Widerliche seines ersten Eindrucks zum Theil verlieren, aber nie angenehme Empfindungen erregen kann.

Nun aber ist es einer von den Grundtrieben unserer Natur, in ruhigern Momenten nur das Angenehme zu verfolgen, und dem Unangenehmen soviel möglich auszuweichen. Es ist also falsch, daß das Schöne, wenn sich unsre Empfindungen daran gewöhnen, endlich nicht mehr Eindruck mache, als das Gemeine und Häßliche. Bey wohl organisirten Menschen von lebhaftem Geiste ist jede Wiederkehr einer schönen Empfindung mit neuen Reitzen verknüpft. Leichtsinn,

üble Beyspiele, und vernachlässigte Ausbildung jenes Grundtriebs — hauptsächlich aber der Einfluß widriger Nebenideen auf unser Gefühl — können hier eine Ausnahme machen. Aber in diesem Fall entdecken wir entweder wirklich Mängel an dem Gegenstand unsers Wohlgefallens, oder wir wähnen sie zu entdecken: und wer sieht nicht, daß es alsdann nicht die Schönheit, sondern der Mangel derselben ist, was uns gegen sie gleichgültig macht.

Ein Geist, der jede seiner Vorstellungen veredelt, und, wo er frey wirken kann, sich selbst ein Elysium erschafft, wird auch gewiß bey der ganz analogen Einrichtung seines Körpers auf diesen selbst, und durch denselben auf die Gegenstände um sich her wirken. Die Seele, durch schöne Bilder genährt, und mit dem Kreislaufe des Bluts, so wie mit allen Fibern und Muskeln des Körpers, in Einklang gesetzt, theilt sich jeder produzirenden Kraft mit, und modifizirt folglich das Produkt derselben. In diesem auch dem bloßen Menschenverstande klaren Satze liegt eine Kette von Folgerungen für jeden hellen Kopf, der sie zu entwickeln weiß. Nur ein einziges Beyspiel, um das Gesagte deutlicher zu machen!

Der Ritter Mengs *), wo er von der menschlichen Bildung redet, fährt nach einigen Betrachtungen über den Einfluß der Leidenschaften fort: "Also ist es auch mit den Weibern, sind sie noch mit den Kindern schwanger, so drucken und stören ihre Leidenschaften ihre Gesundheit, und diese das Erzeugte, so daß die Seele des Kindes nicht alle Zeit mit Freyheit den Bau des Körpers verfertigen kann. Könnte aber die Seele des Menschen in seinen Gestalten frey wirken, so würde er vollkommen schön seyn."

Vielen ist diese Stelle parador und unverständlich gewesen; wie kann, sagen sie, die Seele des Kindes, ehe sie noch handelt, und sich ihres Zustandes bewußt ist, auf die Bildung des Körpers wirken? Es ist aber, wie mich dünkt, klar genug, daß der Ritter hier unter Seele nichts anders verstanden hat, als den Bildungstrieb (*Nisus formativus*); und alsdann kann nichts wahrer seyn, als dieser Ausspruch.

Nicht bloß die Leidenschaften, sondern alle Geisteskräfte, und ihre größere oder mindere Thätigkeit überhaupt, haben auf diesen Bil-

*) Gedanken über die Schönheit, und über den Geschmack in der Mahlerey. Zürich. 1774. S. 31.

dungstrieb einen ungezweifelten Einfluß. Ist also der Schluß von produzirender Kraft auf Produktion richtig: so zieh' ich daraus die wichtige Folgerung vom Einflusse der Kunst, in so fern sie die Gedanken und Empfindungen veredelt, auf die Bildung schöner Menschen *).

In wie weit die Kunst noch ferner zur Veredlung der Natur und des gesellschaftlichen Lebens wirken könne, läßt sich theils hier nicht bestimmt aus einander setzen, da der Wirkungskreis zu groß ist, und ihr Einfluß zu sehr von Zeit und Umständen abhangt; theils ist dieser Einfluß — wenigstens in seinen Hauptästen — anerkannt, und ist es also unnöthig, viele Worte davon zu machen. Achtung für das Schöne — die erhabene Folge der Kunst — flößt uns Liebe zu Allem ein, was Schönheit erzeugt und befördert. Jedermann weiß, wie herrschend diese Achtung bey der griechischen Nation in ihrer Blüthe war; und unstreitig hat sie eben so viel zur Bildung schöner, oder doch wohl organisirter, Menschen und glücklicher Genie's beygetragen,

*) Lange vor mir hat Lessing einen ähnlichen Gedanken gehabt, Laokoon S. 14. 15. Schade, daß der große Mann die gefundene Spur nicht weiter verfolgte!

als das heitere und gemäßigte Klima dieses berühmten Volks.

Der dritte noch viel zu wenig anerkannte Nutze der bildenden Künste ist: daß sie dazu beytragen, unter einem Volk Einförmigkeit der Sitten und der Denkungsart zu bewirken, und folglich den Nationalcharakter zu befestigen.

Man hat den Künstlern angerathen, bey Ausstaffirung ihrer Landschaften und anderer Vorstellungen, in den Figuren und deren Bekleidung alle Mahl das Uebliche ihres Landes oder ihrer Provinz beyzubehalten. Dieser Vorschlag, mit Einsicht befolgt, würde bey zunehmender Kunstliebe ein Mittel seyn, den Nationalgeschmack in diesem Stücke mehr zu befestigen. Die Kunst würde alsdann ihre Formen unmittelbar von der Volkssitte nehmen: aber sie würde sie nach und nach veredeln, und bald würde die Volkssitte sich wieder nach der schönen Freundinn der Natur bilden — nur das Bequeme und Anständige schätzen, und manches lächerliche Vorurtheil ablegen.

Und hier kann ich mich nicht enthalten, die Griechen wieder als Muster anzuführen. Es ist in der That auffallend, daß unter einem in meh-

rere Freystaaten und kleine Königreiche zerstückten Volk im Ganzen so viel Einförmigkeit herrschte, welche Parteygeist und einseitiger Geschmack niemahls so sehr verstimmen konnten, als bey den neueren Nationen. Der Zufall, die noch nicht ganz entrückte Einfalt des ersten Menschenalters, die Sprache, und die Verbindung zu einem gemeinschaftlichen Interesse gegen Auswärtige haben unstreitig viel zu dieser Erscheinung beygetragen: aber sollte nicht auch in der fast allgemeinen Liebe für die Kunst, und in der Menge vorhandener Kunstwerke eine mitwirkende Ursache liegen?

Nach dem Zeugnisse des Herodot *) hatten die ältesten Griechen fast durchgängig einerley Tracht, die zwar bey zunehmender Kultur in einem und dem andern Stücke nuanzirt wurde, aber an Kunstwerken, welche Götter oder Heroen vorstellen, fast immer in ihrer ersten Einfalt erscheint. Diese Kunstwerke waren durch ganz Griechenland zerstreut, und es war sehr natürlich, daß der Geschmack sich nach ihnen bildete.

*) Man sehe z. B. das erste Buch seiner Geschichte, wo Verschiedenes über die Kleidung der Alten vorkommt.

Er bildet sich bey uns auf eine fast ähnliche Art — nur daß seine Modelle keine griechischen Kunstwerke, sondern Ungeheuer der Ueppigkeit eines fremden Volks sind. Dieser Umstand öffnet dem denkenden Künstler ein geraumes Feld zu Betrachtungen, die es ihm recht anschaulich machen werden, was die Kunst leistet, und was sie leisten könnte. In der That ist es schwer zu glauben, daß der gute Geschmack aus unsern Gränzen sogar verdrängt sey, daß ein erhabenes und mit Würde ausgeführtes Kunstwerk unter günstigen Umständen nicht eben so viel Einfluß haben sollte, als die Puppe einer Pariser Putzmacherinn.

Ich sehe das mitleidige Lächeln, womit die Mode auf einen Gedanken, wie dieser, herabsehen wird. Allein worüber lächelt die Mode nicht? Lächelt sie doch sogar über sich selbst, wenn der Rausch vorüber ist! Richtiger Geschmack der Künstler, und wahre Kunstliebe der Nation, beyde durch Patriotismus gehoben, würden hinreichend seyn, auch dem Aeußerlichen im gesellschaftlichen Leben eine Wendung zu geben, die endlich ein Mahl den Charakter befestigen, und uns das Eigenthümliche wiedergeben könnte, dessen wir bedürfen.

Der glückliche Zeitpunkt, wo dieses nicht bloß fromme Wünsche seyn werden, kann und wird erscheinen. Es fragt sich nur, ob in der Kürze? Dieß wird theils vom Zusammenflusse günstiger Umstände, theils von den vereinten Bemühungen, und dem zur edelsten Bestimmung der Kunst hinaufgeläuterten Geschmack unsrer Künstler abhangen. Chodowiecki hat die Bahn gebrochen; er ist es, der aus der echten Quelle schöpfte, und uns mit philosophischem Geiste deutsche Natur lieferte. Eben darum machen seine Vorstellungen mehr Eindruck, als viele andere noch so prächtige Werke. Aber so sehr ich auch das unerreichbare Talent dieses Mannes, die lebende Natur in allen ihren Krümmen darzustellen, verehre, so kann ich doch nicht bergen, daß ich von dem Künstler, der auf den Geschmack seiner Nation und dessen Ausbreitung wirken will, noch etwas mehr verlangen würde. Der Gegenstand der Kunst ist Schönheit, ihr Endzweck veredelndes Vergnügen. Karikatur und treue Kopien der fehlerhaften Natur, gewähren freylich unter gewissen Umständen auch Vergnügen: aber dieses Vergnügen ist menschenfeindlich, und nicht geeignet, auf den Geist der Nation wohlthätig zu wirken. Wir gehen muthiger zum

Ziele, wenn wir auf gebahntem Wege in reitzender Nähe die Göttinn der Schönheit auf ihrem Thron erblicken, als wenn wir, um dahin zu gelangen, uns durch Klippen und Dornhecken winden, und alle zehn Schritte einem neuen Ungeheuer ausweichen müssen.

Wenn übrigens hohe und mannigfaltige Bedeutung das Charakteristische der deutschen Kunst ist, wie man nach den bisherigen Beobachtungen gar wohl annehmen kann: so wird es dem nachdenkenden Künstler nicht schwer fallen, den Punkt fest zu halten, auf den er sein Augenmerk richten muß. Durch das Anschauen schöner Formen wird seine gereitzte Einbildungskraft noch schönere Ideale schaffen lernen, und diese Ideale werden hinwieder auf die ihn umgebende Natur, und auf den Geschmack im gesellschaftlichen Leben wirken. So wenig der Mensch seine lebhaftern Empfindungen bey sich verschlossen halten kann, so geneigt ist er, sie von den sichtbaren Zeichen derselben wieder anzunehmen. Gleichartige Wesen ziehen einander an; ihre Wirkung ist Reproduktion ihrer selbst. —

Die zeichnenden Künste insbesondere — und ich halte dieß für die vierte ihrer vorzüglichern Wirkungen — gewöhnen das Auge, sich von nahen

und fernen Gegenständen in der Natur eine weit richtigere Vorstellung zu machen, als es ohne die Kenntniß ihrer Grundsätze möglich ist. In dieser Rücksicht war's vermuthlich, daß schon Vitruv *) von dem Architekten Kenntniß der Mahlerey verlangte.

Das Auge des Kunstkenners, und das Auge des Unwissenden sehen freylich den Gegenstand auf gleiche Art, und mit einerley Strahlenbrechung: allein die Ideen, welche beyde dadurch von der Sache bekommen, sind himmelweit verschieden. Der erstere, dem die Gesetze der Entfernung, das ist der geometrischen sowohl als der Luftperspektive, bekannt sind, wird von dem Schein auf das Wesen abstrahiren, und sich im Verstand eine Vorstellung von der wahren Beschaffenheit der Gegenstände machen, indessen der andere ein lackirtes Bildchen, und

*) *Graphidos scientiam* soll nach ihm der Baumeister haben, *quo facilius exemplaribus pictis, quam velit, operis speciem deformare valeat. De Architect.* L. I., c. 1. Auf bloße Baurisse können diese Worte schwerlich gezogen werden, da aus Vergleichung anderer Stellen sich ergibt, daß der Verfasser unter *Graphis* Mahlerey verstehe.

ein ich weiß nicht was siehet. Wie wichtig eine solche Kunstfertigkeit in verschiedenen Auftritten des Lebens, für Feldherren, Ingenieurs, bey Reisen, Schifffahrten u. s. w. sey, ist wohl nicht nöthig, erst zu beweisen. —

Es würde leicht seyn, den angeknüpften Faden zu verfolgen, und mehrere nicht minder wichtige Fälle aufzuzählen, wo der Einfluß der bildenden Künste sich merklich äußert: allein sie biethen sich dem Forscher von selbst an, und lassen sich alle, so wie die bereits angegebenen, auf den einzigen großen Grundsatz der bildenden Künste: Erweiterung und Veredlung der Ideenwelt, die den innern Sinn zu neuen Genüssen schärft, zurückführen. In den hier hingestreuten Betrachtungen hab' ich bloß in einigen Fällen zeigen wollen, wie die bildenden Künste auf Geist und Sitten der Nation, und folglich auf alle darunter begriffenen Zweige der Kultur, wirken können, und gewiß wirken werden, so bald Vaterlandsliebe und das Gefühl eigener Würde unsre Künstler beseelen. Auf die Geweihten der Kunst also war meine Absicht hauptsächlich gerichtet: möchte sie doch einen oder den andern von ihnen zum Nachdenken bewegen!

Ich wiederhohl' es noch einmahl: Wenn der Künstler, von Genie und einem durch unablässiges Studiren gebildeten Geschmack geleitet, mit aller Wärme des lebhaftern Gefühls die zerstreuten Schönheiten der Natur aufsucht, ordnet, und so zusammensetzt, wie die Natur selbst gethan haben würde, wenn sie bloß etwas Schönes hätte hervorbringen wollen: so werden seine Formen hinwieder auf den Anschauer wirken, seine Empfindungen veredeln, und ihm eine Neigung zum Schönen und Anständigen einflößen, die sich unvermerkt weiter erstreckt, und selbst seinen Handlungen Umriß und Kolorit gibt.

Die Kunst ist es, welche den Sinn für natürliche und sittliche Schönheiten schärft, und dadurch eine neue Quelle veredelter Lebensgenüsse öffnet. Reitzende Natur mit Ordnung und Regelmäßigkeit, Pracht mit Einfalt, Wahl und Neuheit in den Verzierungen, Geist im Entwurf, Stärke und überlegte Kühnheit in der Ausführung — alles Eigenschaften eines vollkommenen Kunstwerks, aber von so allgemeinem Umfang, und selbst einer dem Geist und Klima eines jeden Volks so angemessenen Modulation

fähig, daß kaum ein Gegenstand im gemeinen Leben seyn wird, auf den sie sich nicht mehr oder minder anwenden lassen. Die Kunst, welche ihr Licht von der himmlischen Schönheit empfängt, bringt auch ihr hinwieder die Natur und die Menschheit näher.

VIII.

Doktor Faust und Ottmair.

Eine Novelle aus dem funfzehnten Jahrhundert.

Im letzten Viertheile des funfzehnten Jahrhunderts lebte zu Nürnberg ein Mann mit Nahmen Simon Ottmair. Dieser Mann verband mit einer heftigen Neugierde, die er für Vaterlandsliebe hielt, einen entschiedenen Hang zum Sonderbaren und Außerordentlichen. Der reine Natursinn für das Wahre und Gute — sonst ein Grundzug des deutschen Charakters — verschmolz bey ihm in einer mehr als warmen Theilnahme an den Schicksalen seiner Nation, und ging alsdann nicht selten zum Abenteuerlichen über. Er war seinem Gewerbe nach ein Goldschmid, und gehörte zu den wohlhabenden Bürgern der Stadt. Da er kinderlos war, und ihn keine häuslichen Sorgen drückten, so sah er sich im Stande, seiner Lieblingsneigung nicht leicht eine der Befriedigungen zu versagen, die für eine gespannte Einbildungskraft so viele Reitze haben.

Der menschliche Geist, durch Schmachten und Sehnen empor gehoben, hat nicht selten auf entfernte Zeiten und Oerter gewirkt; oder vielmehr der Zusammenfluß mitwirkender Ursachen hat in der Folge realisirt, was die Begeisterung im lieblichen Gewebe ihrer Bilder voraus sah. Vielleicht hat es wenig große Auftritte in der Welt gegeben, welche nicht lange vor ihrer Erscheinung dunkel geahndet, und durch die verschiedenen Aeußerungen der Dichtungskraft geoffenbart worden wären. In dieser Bemerkung fließt Alles zusammen, was an den Orakeln und Vorherverkündigungen Wahres seyn mag; den Nimbus der Göttlichkeit gab ihnen meist die vergrößernde Volkssage, der Hang zum Wunderbaren, und die Leichtgläubigkeit der Nachkommen.

Ob die folgende Erzählung zu dieser Art von Erscheinungen gehöre, oder worin sonst ihr Wunderbares bestehe, bleibt für jetzt unentschieden. Die Chronikenschreiber, wenn sie die Wahrheit derselben darthun sollten, würden nicht mehr verlegen seyn, als bey manchen Wundergeschichten, die man ihnen auf Treu und Glauben nacherzählt hat.

Simon Ottmair war keiner der glücklich organisirten Menschen, in deren Vorstellungen Klarheit und Lebhaftigkeit einander begegnen; aber eine ungeduldige Neugierde ersetzte bey ihm, was seinen Ahndungen an Deutlichkeit gebrach, und um diese Neugierde zu stillen, war kein Weg so außerordentlich, den er nicht betrat.

Einem Manne dieser Sinnesart konnte der Ruf des als Geisterseher allgemein bekannten Doktor Faust's nicht lange verborgen bleiben, und nichts war seiner Freude zu vergleichen, als dieser Apollonius seines Zeitalters bald darauf nach Nürnberg kam. Er hoffte nicht nur seinen Durst, in die Geheimnisse der Zukunft zu dringen, durch Vermittelung des Nekromanten zu stillen, sondern auch selbst in seinen Künsten eingeweiht zu werden. In den Wirkungskreis eines außerordentlichen Mannes versetzt, nimmt die durch Neugierde gespannte Eigenliebe Theil an seinem Geiste; die Begriffe von Handeln, und bey einer Handlung gegenwärtig seyn, verschmelzen in ein dunkles Gefühl von unserer Wichtigkeit, und nähren den Stolz.

Doktor Faust's Ankunft war nicht so bald ruchbar geworden, als ihn Ottmair besuchte, und

sein Verlangen zu erkennen gab. Die bekannte Erfahrung, daß ähnliche Charaktere einander anziehen, erhält erst durch eine feinere Modification das Gepräge einer psychologischen Wahrheit. Aehnlichkeit wird nur durch eine Beymischung von Verschiedenheit reitzend, und dieß war der Fall bey unsern Männern. Beyder Seelen hatten einen mächtigen Hang zum Wunderbaren, und strebten also nach einem gemeinschaftlichen Ziele, allein sie trennten sich wieder auf dem Wege dieses Ziel zu verfolgen. Ottmair bezog alle äußerlichen Eindrücke und die dadurch erzeugten Ideen auf sich selbst; seine Empfindungen gingen aus dem feurigen Reichthum seiner Phantasie hervor, und verschmolzen in der Behaglichkeit an seinem selbstgeschaffenen Ideale. Faust hingegen, ob er gleich nicht minder lebhaft empfand, hatte in Allem das Wirken auf Andre zur Absicht. Seinen Zeitgenossen — vielleicht auch der Nachwelt — keinen Zweifel übrig zu lassen, daß er ein wahrer Magus sey, dahin zweckten alle seine Gedanken und Handlungen. Die Geheimnisse, die er besaß, erleichterten ihm die Erreichung dieser Absicht sehr, und selbst der Geist des Jahrhunderts begünstigte seine Unternehmungen.

Es war also nicht zu verwundern, daß zwey Charaktere, deren jeder in dem andern ein Bedürfniß zu befriedigen hatte, bey der ersten Bekanntschaft in einander flossen. Faust wurde bald inne, daß er seinen Mann gefunden habe, und nahm in der Stille Maßregeln, seinen Ruhm zu befestigen, indem er zugleich das Publikum in der hohen Idee von seiner Gewalt über die Geister bestärkte. Ottmair aber glaubte schon am Ziel aller seiner Wünsche zu seyn; er trug sein Anliegen mit einer Umständlichkeit vor, die sattsam zu erkennen gab, daß er Alles von den Künsten des Sehers erwarte.

„Ihr verlangt viel von mir, mein Freund,“ sprach endlich der Doktor mit einer sehr geheimnißvollen Miene; „denn nur die Geister der ersten Ordnung vermögen in das Dunkel der Zukunft einzudringen, und über diese hat die Magie keine Gewalt, es sey denn in höchst seltenen Fällen. Aber mein Herz will euch wohl, und so groß die Gefahr ist, der ich mich durch Aufrufung eines olympischen Fürsten aussetzen werde, so ist doch eure Wißbegierde zu rühmlich, als daß ich sie nicht befriedigen sollte. Zwey Tage Vorbereitung sind zu diesem wichtigen Geschäfte nöthig; nach Verlauf derselben wird euch einer

meiner Dienstbaren den Ort bezeichnen, wo ich euch zur Mitternachtstunde erwarte. Bis dahin lebt wohl!"

Mit diesen Worten zog Faust seinen magischen Ring vom Finger, und drückte ihn Ottmair'n auf den Mund. Beyde schieden, ohne weiter ein Wort zu sagen, mit einem herzlichen Händedruck von einander.

Schwerlich hatte Ottmair in vierzig Jahren seines Lebenslaufs zwey Tage gezählt, die ihm so lang, und doch so zurückschreckend schienen, als diejenigen, nach deren Verlauf er mit den Geheimnissen des berühmtesten Geistersehers seiner Zeit vertraut werden sollte. Endlich erschien der lang erwartete Zeitpunkt.

Erste Nacht.

Es war dunkler, als gewöhnlich. Todesstille brütete bereits auf der Stadt, nur der ächzende Laut schnell aufgeregter Winde unterbrach das Schweigen einer grauenvollen Finsterniß. Alles dieß wirkte mit vereinter Macht auf die Seele des bänglich harrenden Ottmairs. Kurz waren die Zwischenräume, welche seine gespannte Erwartung der wachsenden Furcht gönnte. Er ging

unruhig im Zimmer auf und ab; jeder Laut, jeder Lichtschein erschreckte ihn.

Es schlug zwölfe. Plötzlich flog die Thür seines Zimmers auf, eine weiße Gestalt mit vergoldeter Maske vor dem Angesichte trat herein. Ihr unhörbarer Tritt und eine schwefelblau brennende Fackel gaben sogleich den unter dem Nahmen Mephistopheles bekannten Bothen des Geistersehers zu erkennen. Ottmair zitterte am ganzen Leibe, faßte aber doch seine Kräfte zusammen, und folgte, nachdem er einen Mantel umgeworfen hatte, dem Winke seines Führers.

Durch mancherley Krümmungen und Schlupfwege gelangten sie zur Wohnung des Thaumaturgen. Ein kalter Schauder befiel unsern Mann aufs neue, als er in das Zimmer trat, und die Anstalten zur Geisterbeschwörung erblickte.

Ein hohes geräumiges Gemach war durch eine Lampe, die an einer silbernen Kette herabhing, schwach erleuchtet. Unmittelbar unter derselben stand ein runder schwarz bedeckter Tisch, auf dem eine Himmelskugel, ein Buch und ein weißes Stäbchen zu sehen waren.

Faust empfing seinen Gast mit einem freundlichen Lächeln, geboth ihm aber durch Winke ein pythagorisches Schweigen. Er nahte sich dem

Tische, und schlug das Buch auf, welches aus rothen Blättern mit schwarzen Charakteren bestand. Nachdem er das weiße Stäbchen auf mehrere derselben gelegt hatte, ging er hinter einen gelben seidenen Vorhang, der das Innere eines Alkovens zu verbergen schien, und eine Art von Tabernakel vorstellte. Bald darauf wurde die bisherige Stille durch ein gelindes Knistern unterbrochen, das dem Säuseln des Windes in dürrem Laube glich.

Der Geisterseher trat wieder hervor, und augenblicklich wurde das ganze Gemach durch einen Schein erhellet, der sich dem Vorhang gegenüber an der Wand in Form einer sehr großen Lichtscheibe abbildete. Der Glanz war heiter, ohne blendend zu seyn; es schien, als ob man in einen großen vom anbrechenden Tag erhellten Spiegel sähe. Bald aber sammelten sich auf der reinen Fläche dieser Lichtscheibe eine Menge Wolken, die sich endlich in einen Blitz öffneten. Ein wohlgebauter Mann von ungewöhnlicher Größe, in eine schwarzbraune Thierhaut gehüllt, und mit einer Keule bewaffnet, trat aus dem Dunkel hervor. Sein Schritt war fest, der Blick feurig, und drohend, sein ganzes Ansehen schrecklich.

Eine geraume Zeit staunte Ottmair den furchtbaren Koloß an, als er mit Verwunderung bemerkte, wie der Halbwilde sich allmählich zum wohlgerüsteten Ritter umwandelte. Die Gesichtszüge wurden menschlicher, die Thierhaut glättete sich zum schimmernden Panzer, die Keule schoß zur Pike empor, das straubige Haar blieb als ein wehender Federbusch auf dem Helme hangen.

Die lebhafteste Einbildungskraft kann, wie Ottmair sich nachher oft gegen seine Freunde äußerte, nichts ersinnen, das dem schrecklichen und doch männlich schönen Anstande dieses Ritters gleich käme. Er sah scharf und mit unverwandtem Blick nach der einen noch halb bewölkten Seite des Lichtkreises, aus welcher von Zeit zu Zeit ein ungeheurer Adler wüthend auf ihn zuschoß, dessen Anfälle er mit Schild und Lanze abwehrte. Die Kräfte des Ritters schienen im Kampfe zu wachsen, Stärke und zunehmende Gewandtheit gaben ihm ein entschiedenes Uebergewicht. Der Adler verschwand endlich: aber sein Bild schwebte mit ausgebreiteten Flügeln auf dem Helme des Ritters.

Zu gleicher Zeit trat eine weibliche Gestalt hervor, und reichte dem Ritter friedlich die Hand. Sie war in ein langes weißes Gewand

gehüllet, auf dem der Gürtel mit einem vom Hals herabfließenden Bandstreif ein schwarzes Kreuz bildete. Dicht an den Ritter gedrängt, umfing sie ihn mit den Armen der Liebe: aber ihr Blick war gebiethender Stolz, und indem sie mit einer Hand dem Ritter einen Kelch darboth, suchte sie mit der andern ihm das Schwert zu entwinden. Fast wär' es ihr geglückt, als die Szene sich plötzlich änderte.

Eine andere weibliche Figur, deren majestätischen und doch freyrichtigen Gliederbau ein leichtes Purpurkleid umwallte, schien auf einer lichten Wolke herab zu gleiten. Ihr Blick war Feuer, und zog, indem er zugleich Ehrfurcht einflößte, mit unwiderstehlicher Gewalt an sich. Hochgefühl und Eifer für Menschenglück sprach aus allen ihren Mienen. Ein stilles von ihr ausgehendes Licht vertheilte die Wolken ringsumher. Freundlich both sie erst der erwähnten Gestalt im weißem Kleide, und dann dem Ritter die Hand; beyde schienen sich in ihrem Lichte zu verklären. Die gebietherische Despotenmiene der Dame ward allmählich zu wohlthätigem Ernst herab gemildert; der Ritter aber stand wieder in seiner furchtbaren Größe da, sein rollendes Auge verrieth Bewußtseyn und innere Stärke.

Ottmair erwartete neue glänzende Auftritte, als die weißgekleidete Dame plötzlich nach dem Diadem ihrer neuen Freundinn griff. Ein trüber Duft, der sich allmählich verdickte, füllte den Lichtkreis, die Gestalten wurden verdunkelt, so, daß sie zuletzt kaum noch sichtbar waren. Statt ihrer erschien eine Furie, und schwang die rothglühende Fackel. Bisweilen zertheilte sich der Nebel ein wenig, die Göttinn im Purpurgewande schien alsdann der Unholdinn die Fackel entwinden zu wollen; allein die Dame mit dem schwarzen Kreuze stellte sich ihr drohend entgegen, und wiederhohlte Schwertschläge des Ritters auf die Fackel gaben der Flamme immer neue Stärke.

Während dieses Kampfs erschienen seitwärts mehrere Schreckbilder in vorübergleitenden Gestalten — bald todtenbleiche Schatten, bald Larven, welche schnell die verborgenen Dolche zuckten, bald wahre Harpyen. Der Anblick war so grausend, daß Ottmair mehr als einmahl die Augen wegwenden mußte.

Endlich verlosch die Fackel der Furie, durch verdoppelte Schwingungen in sich selbst verzehrt, und unfähig weiter zu brennen. Die Erscheinungen sämmtlich verschwanden; nur die Dame

im Purpurkleide blieb stehen, und schien mit stillem Bewußtseyn sich ihres Siegs zu freuen. —

Jetzt krähte der Hahn. Das Knistern ließ sich von neuen hören, und mit einem Mahle war der Lichtkreis hinweg.

Ottmair trocknete sich den Schweiß vom Angesichte, als Faust zu ihm trat, und ihm freundlich die Hand reichte. "Mein Freund," sprach er, "ist euch das, was ihr jetzt gesehen habt, verständlich?" Ottmair, noch unfähig ein Wort hervor zu bringen, bejahte die Frage bloß durch Zeichen. "Nun wohlan denn," fuhr der Geisterseher fort, "ihr habt nicht nur den Ursprung und die Hauptepochen der Geschichte eures Volks gesehen, sondern auch die nahe bevorstehende Katastrophe, wo es nach einer schrecklichen Zerrüttung sich in sich selbst formen, und seiner künftigen Größe entgegen reifen wird. Aber noch hat es manchen schweren Kampf zu bestehen. Was mir von der Zukunft zu enthüllen erlaubt ist, soll euch in einer zweyten und dritten Erscheinung gezeigt werden. Kommt nach zwey Tagen um die Mitternachtstunde wieder; jetzt aber begebt euch zur Ruhe, und bewahrt das Siegel der Verschwiegenheit!"

Mit nahmenloser Gemüthsstimmung, die sich in ein Schweben zwischen Staunen und halbbefriedigter Erwartung verlor, ging Ottmair seines Wegs, und wurde durch den Bothen des Geistersehers nach Hause begleitet. Er warf sich auf's Ruhebett: aber schlaflos fand ihn der anbrechende Tag. Verloren in seine Geschichte, schien er von jetzt an in eine andere Welt geworfen zu seyn. Mürrisch gegen seine Hausgenossen, verschlossen gegen Jedermann — selbst gegen seine innigsten Freunde — verfolgte er unaufhörlich das Lieblingsbild seiner gespannten Erwartung. Jahre schienen ihm die bestimmten zwey Tage, und doch befiel ihn ein kalter Schrecken, wenn er an die nächste Zusammenkunft mit dem Nekromanten dachte.

Zweyte Nacht.

Nach Verlauf der bestimmten Frist wurde Ottmair, wie das vorige Mahl, gegen Mitternacht abgehohlet, und in das Konklave des Geistersehers geführet. Dieser erschien in eine lange Dalmatika von violettem Seidenzeuge gekleidet, worüber er ein kurzes weisses Oberkleid trug. Ein breiter goldner Gürtel mit schwarzen Charakteren umgab seinen Leib über den Lenden;

Außer der Himmelskugel und dem Buche erblickte man auf dem Tisch einen stählernen Spiegel, der mit einem Flor bedeckt war. Ein vom Fußgestelle des Spiegels ausgehender Arm trug eine kleine goldne Lampe, die aber nicht brannte. Alles war feyerlich und darauf angelegt, die Erwartung aufs höchste zu spannen.

Unaufhörlich mit den Zubereitungen zur bevorstehenden Erscheinung beschäftigt, schien Faust den Ankömmling nicht zu bemerken; kaum daß ein Blick seitwärts auf ihn fiel. Er legte das weiße Stäbchen auf verschiedene Charaktere des Buchs, und ging abwechselnd hinter den Vorhang. Ottmair sah indessen starr nach der Wand, und erwartete mit jedem Augenblick die Erscheinung des Lichtkreises: aber sie erfolgte nicht.

Der Geisterseher, als er zum dritten Mahl aus dem Tabernakel heraus kam, verrieth Unruhe und Furcht in den Mienen. Er nahm den Flor vom Spiegel hinweg, und berührte darauf mit dem weißen Stäbchen den Docht der Lampe, die Augenblicklich sehr lebhaft zu brennen begann. Faust sah in den Spiegel: das Knistern in der Luft ließ sich hören, und ward immer stärker.

Ottmair, der mit banger Erwartung seinen Lichtkreis suchte, bemerkte statt dessen an der

Wand einen senkrechten feurigen Strahl, der so plötzlich erschien, daß man nicht sagen konnte, ob er von oben oder von unten käme. Das Licht ward breiter, und die getrennten Wandtheile wurden, wie es schien, nach beyden Seiten auseinander geschoben. Alles, was Erstaunen erregen kann, sammelte sich in diesem weitoffnen Raume.

Das Auge ruhte auf einer unabsehbaren Landschaft, die ein stiller, aber noch etwas trüber Himmel deckte. Eine wohlthätige Dämmerung verkündigte den anbrechenden Tag. Auf dem Vorgrunde rauchten die Ruinen eines verödeten Schlosses, aus denen bald eine weibliche Gestalt langsam hervorging, und sich an das Fußgestell einer umgestürzten Säule lehnte. Ein langes Purpurkleid umfloß ihren majestätischen Gliederbau, und auf dem Haupte trug sie eine Mauerkrone. Ihr Anstand war edel, aber das Angesicht blaß, und der Blick schmachtend. Sie schien im Zustande der Genesung nach einer langen Krankheit; man konnte sie mit einer Schönheit vergleichen, deren Reitze durch eine Beymischung von Kummer und Kränklichkeit nur desto anziehender werden.

Ganz bezaubert von dieser Gestalt, bemerkte Ottmair kaum die Veränderung, die mit ihr

vorging. Allmählich heiterte und stärkte sich ihr ganzes Wesen; wiederkehrende Kraft gab ihren Gliedern mehr Spannung und Gelenkigkeit, Gesundheit röthete ihre Wangen, der Blick wurde feurig und gebiethend. Sie richtete sich endlich auf, schön und erquickend, wie die Hoffnung.

So stand sie voll inn'rer Würde, und blickte ruhig umher, als eine andre weibliche Gestalt, von einem weißgrauen Gewand umflattert, mit gezücktem Dolche wüthend auf sie zuging. Vergeblich bemühte sich die Göttinn mit der Mauerkrone, ihrer Feindinn den Dolch zu entwinden. Wiewohl die Stöße bey wiederhohlten Anfällen immer abglitten, so schien doch die wiederkehrende Stärke der Königinn durch die neuen Kämpfe gehemmt zu werden; ihr Angesicht blaßte verschiedene Mahl, sie war der Ohnmacht nahe.

Bisweilen ward der Dolch in der Hand der Wüthenden zum Lilienstängel; beyde Personen umarmten sich alsdann, und die Angreifende verbarg alle Aeußerungen ihrer Wuth unter dem üppigen Gebehrdenspiel morgenländischer Wollust. Schwebendes Erheben des Körpers, ausgebreitete Arme, schmachtend hinsterbende Blicke — kurz alle Künste der Verführung wurden in Bewegung gesetzt, und Ottmair bemerkte mit Erstaunen

daß die Gesichtszüge der Göttinn sich der Physiognomie ihrer scheinbaren Freundinn näherten, und zwar nicht zu ihrem Vortheile. Die Unbezwingliche, welche bisher immer die Angriffe ihrer Feindinn vereitelt hatte, schien sich unter die Gewalt einer Pantomime zu schmiegen, deren süßes Gift sich elektrisch ihrem ganzen Wesen mittheilte. Sie verlor allmählich ihren majestätischen Anstand, und die Würde, die vorher aus ihren Mienen sprach. Ihre Bewegungen wurden minder natürlich; die frische Röthe ihres Angesichts erstarb in einem widerlichen Gelb; selbst ihr Gewand änderte seine hohe Purpurfarbe, und verbarg durch einen oft veränderten Faltenwurf den schönen Gliederbau.

Die Umarmungen waren gleichwohl von keiner langen Dauer. Oft wurde der Lilienstängel plötzlich wieder zum Dolch; der Kampf wurde alsdann unter mehr oder minder veränderten Umständen, aber fast immer mit gleichem Ausgang, erneuert, bis endlich die Göttinn ihre Kräfte sammelte, und mit einem Blick, in dem sich Unwille und wiederkehrende Größe mahlten, ihre Feindinn zu Boden warf, die in ihren eigenen Dolch stürzte. —

Hier machte das Hahnengeschrey dem schrecklich prächtigen Schauspiel ein Ende. Ottmair, der dieß Mahl mehr Muth zeigte, besprach sich mit dem Geisterseher über die Erscheinungen und ihre Bedeutung. "Vieles, mein Freund," sagte Faust, "ist mir selbst zu durchschauen nicht vergönnet. Ihr habt jetzt den ersten Theil von der Periode beginnender Größe eures und meines Vaterlandes erblickt, der zweyte und bey weiten wichtigere ist noch übrig. Auch diesen sollt ihr nach andern zwey Tagen enthüllet sehen, so weit die Geister ihn Sterblichen enthüllen dürfen. Theodosia — dieß ist der Nahme der Göttinn mit der Mauerkrone — wird zum andern Mahl erscheinen; denn sie muß mit ihrer Feindinn Franziska noch manchen Kampf bestehen, ehe sie ganz sie selbst ist." Mit diesen Worten verließ er seinen Gast, der sich sodann nach Hause begab.

Ottmair brachte den Rest der Nacht, so wie das vorige Mahl, schlaflos zu. Der darauf folgende Tag war nicht ruhiger: die rege Einbildung rief unaufhörlich die furchtbar schönen Erscheinungen zurück, die verworrenen Vorstellungen ordneten sich zu neuen erschütternden Gruppen. Indessen war es nicht ganz mehr jene betäubende Unruhe, die er nach der ersten nächt-

lichen Zusammenkunft mit dem Geisterseher empfunden hatte; das finstere in sich gekehrte Wesen verlor sich im Staunen eines Visionärs, der überwiegende Hang zum Wunderbaren milderte das Schreckliche der Gesichte zum Majestätischen herab. So wurde sein Gefuhl allmählich mit dem Schauderhaften vertraut, sein Muth stählte sich, und seine aufgeregte Neugierde ließ ihn Reitze da finden, wo die kalte Vernunft zurück bebte.

Mit mehr Fassung, aber nicht minder großen Erwartungen, sah er jetzt dem dritten Abend entgegen, der das Werk krönen, und, wie er glaubte, die Räthsel der Zukunft enthüllen sollte. Er bereitete sich frühzeitig, und blätterte eben in den Schriften des Albertus Magnus, als der dumpfe Glockenschlag der zwölften Stunde ihn abrief.

Dritte Nacht.

Die Thür des einsamen Zimmers ging leise auf, Mephistopheles trat herein. Die Maske, die er vor dem Angesichte trug, schien dieß Mahl ganz flammend, und sein fliegendes Gewand übertraf sich an blendender Weiße. Schon dieser Umstand war dem aufmerksamen Ottmair ein Wink von der Feyerlichkeit der bevorstehen=

den Erscheinung. Geheimer Schauder ergriff ihn trotz aller Geistesgegenwart; doch folgt' er seinem Führer mit angenommener Gleichgültigkeit.

Beyde gelangten zum Zimmer des Thaumaturgen. Die Thürflügel sprangen von selbst auf, aber nichts glich der Bestürzung Ottmairs, als er sich an einem ganz fremden oder umgeschaffenen Orte sah. Von den vorigen Zurüstungen war nirgends eine Spur; kaum daß der gelbe seidene Vorhang den nähmlichen Ort vermuthen ließ. Faust selbst kam nicht zum Vorschein, und der Bothe war vor dem Eintritt in das Gemach verschwunden.

Schon glaubte sich Ottmair verrathen, da er an einem so unzuverlässigen Orte jeder Mißhandlung hülflos ausgesetzt war. Mit dumpfer Angst erwartete er sein Schicksal, als sich das bedeutungsvolle Knistern hören ließ. Die Fenster begannen zu zittern, wie im Sturmwinde; wiederhohlte Blitze verbreiteten ihr schreckliches Licht. Ottmair lauschte bebend auf die neue Erscheinung, als zu seinem größten Erstaunen die Wände und die Decke des Zimmers verschwanden, und er sich in einer unermeßlichen, mit Wäldern und Strömen durchschnittenen Ebene befand. In neblichter Ferne ragten die

Thürme prächtiger Städte und Vesten empor; eine neue Schöpfung begann rings umher, Alles regte sich, und schien im Zug einer allgemeinen Veredlung zu seyn.

Forschend flogen Ottmairs Blicke umher, und labten sich an den mannigfaltigen Reitzen dieser weit ausgedehnten Fläche, als der Wind sich plötzlich erhob, und eine dunkle Wolke herauf trieb. Ein zweyter Windstoß folgte; der Nebel trennte sich in einem Blitz, und Theodosia, wie Faust die Göttinn mit der Mauerkrone nannte, erschien — aber in sichtbar veränderter Gestalt. Es war nicht mehr die gebiethende Königinn voll inn'rer Kraft und Würde; ihr Angesicht schien geschminkt, der Blick matt und untheilnehmend, den Gliederbewegungen gebrach die innere Selbstständigkeit, und die damit verknüpfte Harmonie. Bey dem Allen aber war in ihrem Anstand etwas Furchtbargroßes, das unwiderstehlich fesselte. Sie war im Zustande wachsender Stärke, ohne sich dessen bewußt zu seyn.

Es währte nicht lange, so ließ sich Franziska, die Feindinn mit dem Dolche, wieder blicken. Ihr Ansehen war minder drohend, als das vorige Mahl, aber tückisch, und auf verderbende List sinnend. Sie wagte keinen unmittelbaren

Angriff, vielmehr suchte sie mittels Darreichung ihrer Hand Theodosiens Freundschaft, obgleich in beyder Physiognomie etwas war, das eine dauernde Vereinigung zwischen ihnen unmöglich zu machen schien.

Mit einem Mahle entstand ein funkelnder Stern in der Mauerkrone der Göttinn: ihr ganzes Wesen begann sich in diesem Augenblick zu ändern. Ihr großes rollendes Auge verrieth Mißtrauen, ihre Bewegungen wurden unbestimmt und widersprechend. Sie nahm sogar den Dolch aus der Hand ihrer vermeinten Freundinn Franziska, und wandt ihn gegen ihre eigne Brust. Doch schien in diesem Augenblick ein geheimer Widerwille sich ihrer zu bemeistern: sie ermannte sich, und warf das tödtliche Werkzeug fremder Arglist hinweg. Jetzt veredelte sich ihr Anstand im Gefühl innerer Särke und Ueberlegenheit; mit der furchtbaren Stille, die über großen Entwürfen brütet, heftete sie eine geraume Zeit den Flammenblick an den Boden.

Mehrere weibliche Gestalten, die sich durch ihre Attribute kennbar machten, schwebten vorüber, und betrachteten die Erhabene mit Blicken voll Ehrerbiethung und Bewunderung. Unter ihnen zeichnete sich besonders eine aus, die einen

Anker trug, und von deren Schultern ein blauer Wimpel flatterte. Selbst Franziska sah unverwandt nach dem funkelnden Stern, indem sie noch immer eine von Theodosiens Händen hielt.

Diese räthselhafte Erscheinung löste sich bald in einer neuen Katastrophe. Franziska nahm plötzlich die Maske vom Angesichte, welche bisher Großmuth und Freundlichkeit log. Ottmair erblickte mit Entsetzen in ihren Zügen das Bild des Neides und der Verzweiflung. In ihrer Rechten zuckte ein bluttriefender Dolch gegen den Stern in Theodosiens Mauerkrone, indessen sie mit der Linken noch immer die Göttinn bey der Hand hielt.

Ein Blitz, der aus dem Stern heraus fuhr, zersplitterte den Dolch der Wüthenden wie Glas. Sie wiederhohlte gleichwohl die Angriffe mittels eines neuen Dolchs, den sie aus dem Busen hervorzog: allein der Stern, statt sein Licht zu verlieren, flammte nur um so lebhafter, und seine Blitze zuckten nach allen Seiten. Endlich gebrachen der Angreifenden die Kräfte; sie ließ den Dolch fallen, und zog sich zurück. Theodosia sammelte sich mit Würde; die Blitze des Sterns erstarrten in weit ausströhmende Strahlen, und

nichts glich dem majestätischen Anblick der unbesiegten Göttinn.

Nach einer ziemlich langen Pause trat Franziska wieder hervor — bleich und kraftlos, wie der Mangel, aber mit dem gierigen Blick des dürftigen Stolzes. Ihr Anstand und ihre Bewegungen verriethen innere Zerrüttung; ihr Athem war kurz und abgebrochen, das Auge stier, ihr ganzes Wesen stille Wuth, die im Kampfe mit Ohnmacht einen furchtbaren Ausbruch drohte.

Mit gelös'tem Gürtel, fliegendem Haare, Dolch und Giftbecher in der Hand, stand sie da, und Ottmair vermuthete augenblicklich neuen Angriff. Er erfolgte, aber auf eine bisher ungewöhnliche Art.

Eine dritte weibliche Gestalt in fuchsrothem Gewande, mit einem Affen unter dem Arme, stahl sich herbey, und bekränzte den Becher der neuen Furie mit Rosen. Sie warf alsdann einen bedeutenden Blick auf Theodosiens reiches Gewand, ergriff Franziska's Rechte, und zerfloß in einem erstickenden Schwefeldampfe.

Gleich einer rasenden Bachantinn trat Franziska mit gezücktem Dolche hervor, und hielt Theodosien den gekränzten Becher an die Lippen. Diese schien ihn zu kosten, und gerieth einen

Augenblick in konvulsivische Bewegungen. Schon streckte die Wüthende ihre verwegene Hand nach der Mauerkrone der Göttinn aus, als plötzlich ein Genius erschien, und Theodosien ein Flammenschwert reichte, das diese mit schneller Fassung über dem Haupte schwang. Franziska bebte zurück, der Giftbecher entfiel ihren Händen, und zerbrach. Ihr Körper zuckte in konvulsivischen Bewegungen; sie sammelte die letzten Kräfte der Verzweiflung, und verdoppelte ihre Angriffe, als der Genius ihr friedlich die Hand both, und Ottmair eine Umwandlung ihrer Gestalt in eine jüngere viel schönere Form zu bemerken glaubte. Eine dunkle Wolke entzog sie bald darauf seinen Blicken.

Jetzt stand Theodosia wieder sie selbst und ohne fremde Flittern da. Ihr Blick heiterte sich, und wurde lockend, indem er geboth. Noch nie war ihr Antlitz so majestätisch, das Ebenmaß ihrer Glieder so auffallend, ihr Anstand so frey und reitzend gewesen. Die vollendete Schöpfung der Stärke und der Vernunft war in ihrem Bilde vereint. Uraniens Sternenkranz umgab ihr Haupt; die Genien der Künste und Wissenschaften streuten ihr Blumen. Die ganze Gegend umher verschönte und erweiterte sich, die

außerordentlichsten Erzeugnisse des menschlichen Kunstfleißes wurden sichtbar, ein frohes Gewühl schien der Natur neue Kräfte verleihen zu wollen.

Ottmair verlor sich ganz im Anschauen der reitzenden Szene, als der Hahn krähte. Mit einem Mahle war die Erscheinung, aber nicht sein Erstaunen hinweg.

Er sah sich wieder in dem Konklave des Nekromanten. Ein heftiger Donnerschlag unterbrach die bisherige Stille, die Blitze durchkreuzten sich, heulende Winde peitschten den Platzregen gegen die Fenster. Der seidene Vorhang flog wie brennender Zunder auf, das ganze Gemach stand in Flammen.

Ottmair, nachdem er sich von seiner Betäubung etwas erhohlt hatte, suchte den Geisterseher mit den scheuen Blicken des Entsetzens. Er fand ihn: aber mit ausgebreiteten Armen, blauen Lefzen und verdrehten Augen auf dem Boden liegend. Hier verließ den Kühnen sein bisheriger Muth; er verlor das Bewußtseyn, und taumelte nieder.

Es war hoch am Mittag, als er sich in seinem eignen Bette wieder befand, ohne zu wissen, wie er dahin gekommen wäre. Sein erster Ge-

danke war der Geisterseher und dessen Schicksal. "Ich muß," sprach er zu sich selbst, "ihn aufsuchen; er allein kann mir über die Bedeutung der letzten Erscheinung Aufschluß geben." Er warf sich in seine Kleider, und flog nach der Wohnung des Thaumaturgen. Aber Faust war verschwunden: der Eigenthümer des Hauses sagte, daß er früh am Tage abgereiset sey, man wisse nicht, wohin.

Ottmair kehrte zurück, und mußte sich mit dem prophetischen Dunkelklar des Gesehenen begnügen.

IX.

Versuch einer Würdigung der deutschen Prose.

Et iucunda, et idonea dicere vitae.

Horat.

Es ist für den Ruhm unserer Nation so niederschlagend, als wahr, daß wir in Ansehung einer guten prosaischen Schreibart gegen Griechen und Römer — vielleicht auch gegen unsere früher gebildeten Nachbarn — noch immer zurück stehen.

Welches sind davon die Ursachen? Wie, und durch welche Mittel können sie gehoben werden? Diese Fragen müssen jedem wichtig seyn, der den großen Einfluß eines gebildeten schriftlichen Vortrags auf alle Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens, selbst auf undenkbare Zeiten hinaus, kennet. Kann etwas edler, erhabener, und für das belohnende Selbstgefühl wünschenswürdiger seyn, als durch die Dauer einer wohlgeordneten Gedankenreihe sein fliehendes Daseyn zu befestigen, und durch die enthüllten Reitze

des Wahren und Schönen selbst einer denkbaren Nachwelt den Lebensgenuß zu veredeln?

Diesen Zweck aber zu erreichen, müssen Schönheit und Stärke des Ausdrucks sich mit dem innern Gehalte der Gedanken vereinigen. In Ansehung der Energie hat unsere Sprache bekanntlich vieles voraus, und ihr Werth von dieser Seite kann als entschieden angenommen werden. Was unsern Schriftstellern obliegt, ist also das Bestreben, ihr nebst dem möglichsten Grade von Präzision auch die Geschmeidigkeit und gefallende Grazie zu geben, wodurch sie für den veredelten Lebensgenuß anziehender wird.

War es Ueberrest von scholastischem Wust, oder Mangel des Schnellgefühls, des allumfassenden Blicks, daß ehedem die meisten Gelehrten, welche für den gebildeten schriftlichen Vortrag die Regeln aufzufinden bemüht waren, sich meist auf den Mechanismus des Periodenbau's einschränkten? Gedankenbildung — die Grundlage aller Darstellung der Redekünste — kommt bey ihnen nur in so fern in Betracht, als sie dabey die meist überflüssigen Eintheilungen der Schreibart unter halb barbarischen Benennungen anbringen können.

Die Aesthetik — dieser neue Zweig der Philosophie — erfand für den schriftlichen Vortrag Regeln von ganz anderer Art, welche, gleich dem Gürtel der Venus, mit dem innern Gehalte des Gedankens noch das Verdienst der Anmuth verbinden. So wie aber die Anmuth, das ist die schöne Bewegung, selbst bey einem nicht schönen Gegenstande Statt findet, so kann auch die Schreibart durch genaue Beobachtung der ästhetischen und grammatischen Regeln anziehend werden, ohne daß der Vortrag dadurch das Verdienst innerer Güte erhielt. Nur der Gehalt der Gedanken erzeugt wahre Schönheit des Styls, die aber freylich durch die Art der Darstellung sehr erhöht werden kann; so wie Venus mit ihrem Gürtel weit schöner ist, als ohne denselben.

Mit diesem Leitfaden in der Hand will ich einige Betrachtungen verfolgen, die ich über die Schreibart angestellt habe, und diese sodann auf den prosaischen Styl der Deutschen anwenden.

Die Triebe, die Begierden, die Leidenschaften des Menschen, sobald die innere Stimmung der Achtung für das Sittengesetz sie ordnete, sobald die sinnlichen Eindrücke durch Hülfe der Ideen-Verbindung von der Materie sich los wandten,

sobald war auch Anlage zur edlern, zur menschlichen Sprache vorhanden. Das Bedürfniß sich mitzutheilen fand außer sich ein doppeltes Mittel, diesen Zweck zu erreichen — artikulirte Töne zu Bezeichnung der Begriffe, und bildliche Zeichen, um einer ganzen Ideenfolge Ordnung und Dauer zu geben.

Schriftsprache ist also Sinn der Seele durch conventionelle Zeichen ausgedruckt. Ihre größere oder mindere Vollkommenheit richtet sich theils nach dem Umfange der Ideen, die sie ausdruckt, theils nach der Art, wie sie dieselben ausdruckt. Gedankenfülle, und ihre möglichst vollkommene Darstellung — durch die innigste Vereinigung wechselsweis erhöht — machen meiner Einsicht nach dasjenige aus, was man gute Schreibart nennet.

Die erste Eigenschaft derselben wird folglich der größere Umfang der Ideen seyn, welche sie bey dem Leser hervorbringt; das heißt, sie gibt ihren Worten einen viel umfassenden Sinn, ohne undeutlich zu werden. Gedanken, deren Größe und Schönheit die Seele des Lesers erweitert, hervor zu bringen, muß der Zweck eines jeden guten schriftlichen Vortrags seyn. Je größer der Spielraum ist, in welchem diese durch den

Schriftsteller erzeugten Gedanken sich verlieren, desto edler und vollständiger wird jener Zweck erreicht. In der Gedankenfülle liegt also offenbar die Haupttugend einer guten Schreibart; aller äußere Schmuck derselben ist nur ein Abglanz von der Schönheit der Gedanken — das liebliche Farbenspiel angestrahlter Wölkchen, welche die aufgehende Sonne umgeben, und sie eben sowohl verdunkeln, als ihre Schönheit erheben können.

Auf einer andern Seite aber kann diese Gedankenfülle ohne die gewählte und angemessene Art der Darstellung immer nur eine halbe Wirkung hervorbringen. Die zweyte Eigenschaft der guten Schreibart besteht also in der Anordnung einer an sich interessanten Ideenfolge, in einer fortschreitenden Mahlerey, deren Gruppen durch die Verschiedenheit der Beleuchtung ein Helldunkel hervorbringen, auf dem das Auge des Verstandes mit Vergnügen weilet. Diese Eigenschaft wird immer eher bemerkt, als die tiefer liegende Schönheit der Ideenverbindung; und dieß ist der Grund, warum man das Verdienst der guten Schreibart gemeiniglich auf ihr Aeußeres einschränkt, obgleich dieses nur die Hülle ist, welche sich dem Gedanken, wie ein koisches Gewand der vom Amor überraschten

Psyche, gefällig anschmiegt. Weder Sprachkenntniß, noch selbst die genaue Beobachtung ästhetischer Regeln, können die Schreibart adeln, wenn sie nicht durch den von innen heraus wirkenden Geist gehoben, und zum reinen Abdruck einer interessanten Ideenfolge geeignet wird. Sie ist unter allen Umständen Ausfluß einer schönen und gebildeten Seele, der sich wie das elektrische Feuer dem Leser mittheilt.

Jede Darstellung, also auch die schriftliche, wird in ihrer Art vollkommen seyn, wenn sie in empfänglichen Seelen eine der Empfindung ihres Urhebers analoge Sensation hervorbringt. Ein geistiges Vergnügen kann nur aus einer geistigen Quelle fließen; was auf die Veredlung der Gedanken und Empfindungen wirkt, muß aus einer edlen und gebildeten Seele kommen.

Nun wird es aber allgemein für ein Kennzeichen der guten Schreibart gehalten, daß sie beym Leser das Vergnügen am Edlen, Rührenden und Erhabenen weckt, oder, wo es schon vorhanden ist, verstärkt: wir entdecken folglich in dieser Wirkung auch die liebenswürdige Ursache derselben — eine schöne und gebildete Seele. Ohne Veredlung der Begriffe läßt sich keine gute Schreibart denken.

Vielleicht scheint es Manchem überflüssig, was ich hier berührt habe; und in der That, die gute Schreibart ist so unzertrennlich mit den Ergießungen einer mehr als gemeinen Seele verknüpft, daß ich mich nur auf den Ausspruch der Erfahrung berufen durfte. Allein es war um anderer Ursachen willen nöthig, diese Saite zu berühren; man kennt die Erscheinungen, wodurch unsere Prose, so wie unsere Dichtkunst, seit einigen Dezennien erschüttert worden ist. Der jedem ungebildeten Brausekopf so willkommene Grundsatz: daß unbedingte Darstellung der Natur das höchste Gesetz der schönen Kunst sey, mußte bey vielen andern nachtheiligen Folgen auch unsere Prose von der Bahn ihrer Veredlung ablenken, indem er jedes feinere Gefühl erstickte.

So richtig aber der Schluß von einer guten Schreibart auf eine schöne und gebildete Seele ist, so gewagt würde es seyn, von den Mängeln des Styls sogleich auf das Gegentheil derselben zu schließen, obgleich nicht zu läugnen ist, daß in manchen Fällen auch diese Schlußart einschlägt. Die gute Schreibart kann nicht ohne einen hellen und gebildeten Verstand bestehen; allein dieser — oder vielmehr die noch unent-

wickelte Anlage dazu — kann gar wohl ohne das Talent, sich schön und bestimmt auszudrucken, vorhanden seyn.

Die höchste Kunst mit der einfachsten Natur verschwistert, Adel in den Gesinnungen, Schmuck der Phantasie, Gewandtheit in Anordnung der Bilder, und Ründung der Perioden — mit einem Wort, Alles, was man als Eigenschaften eines vollendeten Styls anzupreisen pflegt, hat seinen ersten Grund in der Seele des Schriftstellers. Nicht immer so umgekehrt! Unnatur, Dunkelheit, Plattheit und wortreiche Dürftigkeit des Styls entspringen in manchen Fällen aus solchen zufälligen Ursachen, deren Ableitung nicht alle Mahl in unserer Gewalt steht, und die nicht selten den fähigsten Kopf ganz außer seiner Sphäre drängen.

Die Aufsuchung dieser Ursachen, indem sie uns zur Kenntniß der Hindernisse einer guten Schreibart führt, lehrt uns zugleich die Mittel, ihre nachtheiligen Wirkungen wenigstens zu schwächen, wenn es nicht in unserer Macht steht, ihre Quellen zu verstopfen. Die reine Flamme des Genie's läßt sich durch keine menschliche Macht entzünden, wo die Natur nicht den ersten Funken hingelegt hat: aber diesen Funken an

fachen, die Wolken, welche ihn decken, zerstreuen, das kann die Kunst, und dahin müssen die Bemühungen der Vaterlandsfreunde abzwecken, denen Wahrheit und Schönheit mit ihrem wohlthätigen Gefolge veredelter Lebensgenüsse nicht gleichgültig sind.

Denkt freyrichtig und erhaben, empfindet lebhaft und schön: eure Schreibart wird bey dem erforderlichen Grade von Kultur durch eben diese Eigenschaften entzücken! In diesem Grundzuge lösen sich alle Theorien auf, welche die Aesthetik zu Bildung des Styls anzugeben vermag.

Meine Absicht ist nicht, mich über die beste dieser Theorien zu verbreiten, und die Tugenden der guten Schreibart zu entwickeln, sondern den Ursachen nachzuspüren, welche den Flug der Gedanken hemmen, ihre Klarheit trüben, die Empfindung lähmen, und eben dadurch den schriftlichen Ausdruck mißbilden, oder doch seine Fortschritte zur Veredlung hindern. Mein Augenmerk ist hierbey auf meine Nation gerichtet, und leitet mich natürlich auf die schon oben berührte Frage: Warum stehen die Deutschen im Ganzen, in Ansehung einer guten prosaischen Schreibart, gegen Griechen und Römer — vielleicht auch gegen ihre früher gebildeten Nachbarn — noch zuruck?

Um diese Frage zu beantworten, und ihre Beantwortung für die Fortbildung des Styls wohlthätig machen zu können, ist ein Blick in die Geschichte, so wie in die politischen Verhältnisse unsers Vaterlandes nothwendig.

Germanien — mit seinen so sehr verschiedenen Provinzen und Einwohnern immer noch ein Ganzes — ist ein Land, das die Natur selbst gleichsam in den Mittelpunkt aller übrigen Reiche von Europa gepflanzt, und durch Meere, Ströme, und unersteigliche Gebirgketten von seinen Nachbarn getrennt hat. Diese Lage des Landes sowohl, als der kriegerische Muth seiner Bewohner, hat es zum einzigen nie ganz eroberten gemacht. Auch hat nie eine Nation durch ihre Kräfte, und ihre Erfindungen auf alle übrigen Völker des Erdbodens einen so ausgebreiteten Einfluß gehabt, als die deutsche; nie ist sie von einer fremden unterjocht und beherrscht worden, wohl aber hat sie ihre siegreichen Waffen nach Italien, Gallien, Britannien, Spanien — selbst bis in die entferntesten Weltgegenden hinüber getragen *), und in neueren Zeiten fast allen übri-

*) Schon beym Herodot B. 126., kommen Germanier sogar in Persien vor; selbst in der sehr gemischten persischen Sprache finden sich

gen Reichen Europens Regenten und Beherrscher gegeben. Eine Folge davon war, daß sie ihre

deutsche Wörter, wie Reland in seiner Rede von der persischen Sprache dargethan hat. Man sehe Joh. Oelrich's *Belgii literati opuscula*, 1. Th. Bremen, 1777. Hierher gehören z. B. die persischen Wörter omaden, kommen, und gripthen, wegraffen, stehlen, welches wahrscheinlich das deutsche Provinzialwort kripsen ist. Eben so soll, nach der Meinung einiger Schriftsteller, die spanische Provinz Katalonien am Ebro ihren Nahmen von den Katten und Alanen haben, welche in alten Zeiten einen gemeinschaftlichen Zug nach Spanien gethan, und sich in dieser Gegend niedergelassen hätten. Die Alanen selbst sollen mit den Katten gleichen Ursprungs seyn, und ihre Benennung von der Lahne dem bekannten Flusse Hessenlandes, empfangen haben, welches die Römer nach ihrer Gewohnheit travestirt, und aus *a Lahno* ein Volk *Alani* gebildet hätten. Aus der zusammengezogenen Benennung beyder Völker *Catti a Lano* sey demnächst das Wort Katalonien entstanden. S. Joh. Just. Winkelmann's Beschreibung der Fürstenthümer Hessen und Hersfeld, Bremen 1711., III. Th. S. 362. Man kann dieser historischen Muthmaßung wenigstens das Sinnreiche nicht absprechen.

Sitten, ihre Denkart und ihre Sprache lange Zeit unvermischt erhielt, bis der Glanz benachbarter Nationen ihre Augen blendete, und eine unrühmliche Nachahmungssucht an die Stelle des Bewußtseyns innerer Würde trat.

Die Kultur eines Landes empfängt von ihrer ersten Veranlassung eine eigenthümliche Richtung der Kräfte, die sich zwar in der Folge mannigfaltig abändert, aber nie den Geist einer andern Grundursache in sich aufnimmt. Es gibt hauptsächlich zwey Gattungen dieser Kultur: Entweder entwickeln sich die Fähigkeiten eines rohen Volks durch angestrengte Uebung aus sich selbst, oder sie formen sich durch den Umgang mit andern bereits kultivirten Nationen. Jene Art der Bildung ist langsam, aber original; diese ist immer das Aggregat von mehrern der Zeit und dem Raume nach verschiedenen Vollkommenheiten — ein Ganzes, das der Zusammenfluß innerer und äußerer Kräfte bewirkt, dessen Theile aber nicht immer gehörig in einander greifen. Daher entsteht eine große Mannigfaltigkeit dieser zweyten Art der Kultur, die hauptsächlich durch den Genius der Zeit bestimmt wird. Aegypter und Asiaten wirkten auf die Griechen, aber ganz anders, als die näheren

Engländer und Franzosen auf die Deutschen wirkten.

Durchaus auf eignen Grund und Boden gebaut, durch Patriotismus und Nationalinteresse belebt, würde die Geistesbildung der Deutschen, und folglich auch ihre Literatur, eine Originalität erhalten haben, die ihr den Vorzug vor allen Völkern Europens gesichert hätte. Was könnte man nicht von den Kräften eines Volks erwarten, welches in Künsten und Wissenschaften — vorzüglich denen, die durch ihren mächtigen Einfluß einem großen Theile der Erde eine ganz andere Gestalt gaben — die ersten Erfinder aufstellte? Was der deutsche Geist, wo er sich entwickeln und frey wirken kann, vermag, zeigen unter andern die heutigen Engländer, als Nachkommen der Angelsachsen, eines ursprünglich deutschen Volks.

Allein von je her schien ein feindseliger Genius der Entwickelung deutscher Energie aus sich selbst entgegen zu arbeiten, und noch bis auf den heutigen Tag ist die glückliche Lage, welche verborgene Kräfte wecken, und zur Wirksamkeit beleben könnte, selten das Loos des Deutschen. In keinem Lande werden wohl mehr fähige Köpfe geboren, als in Deutschland; aber nirgends

werden auch die natürlichen Anlagen mehr erstickt und in eine künstliche Form gezwängt, als bey uns. Doch es ist noch nicht Zeit, von den besondern Hindernissen zu reden.

Die blutigen Kriege, in welche Deutschland seit Jahrhunderten verwickelt, und von denen es meist der Schauplatz war, ließen lange Zeit die einheimische Kultur nicht empor kommen. Vielleicht lag auch im Geiste der Nation, und seiner Stimmung zu patriotischen Tugenden ein Grund, warum die schönen Redekünste erst spät ihr Glück machten. Männliche Stärke geht dem Schmuck voran; der Baum ist immer früher da, als die Blüthe. Griechenlands Redner glänzten da am meisten, als die Heldenzeit dieses Volks vorüber war.

Lange Zeit flohen also die Musen vor dem Anblick der furchtbaren Kriegesheere Deutschlands, und der rauhen Tugend seiner Bewohner. Als endlich der Friede und eine festere Regierungsform auch die feineren Künste zu Verschönerung des Lebens weckte, hatten die benachbarten Nationen schon sehr merkliche Fortschritte gemacht, und einige derselben waren dem Gipfel ihrer Kultur nahe. Diese Nationen benutzten die Erfindungen der Deutschen, und gaben sie

verschönt als ihr Eigenthum zurück. Die Gewandtheit, womit sie sich in Europa geltend zu machen wußten, ihr politischer Einfluß, und der Glanz ihrer Schriftsteller, verführten unsre Deutschen, auch sich diese Vorzüge eigen zu machen. Unglücklicher Weise glaubte man mit einem Mahle die Höhe zu ersteigen, auf welcher sich die Ausländer befanden, wenn man ihre Literatur auf die unsrige übertrüge.

Das Wohlgefallen an der wieder auflebenden Bildung des unter den Römern so begünstigten Italiens, so wie des ihm nacheilenden Frankreichs, hätte, als der erste Funke der auch unter den Deutschen aufglimmenden Geisteskultur, wohlthätig werden können, wenn man davon den rechten Gebrauch gemacht hätte: allein es ging bald in Gleichgültigkeit gegen das Einheimische über. Statt die Flammen aus sich selbst zu nähren, trug man erborgten Stoff hinzu. Dadurch wurde die eigenthümliche Denkart verstimmt: unsere Literatur, und selbst unsere Sprache bekam ein ausländisches Ansehen. Man ahmte nach: aber nicht wie die klugen Künstler Griechenlands den Jupiter des Phidias nachahmten, daß sie nähmlich das Ideal seiner Größe in irgend einer andern Gottheit, nach

dem besondern Charakter derselben, zu erreichen suchten; nein, man ahmte kleinlich nach.

Das getrennte Interesse der Fürsten Deutschlands, so wie ihre Verbindung mit auswärtigen Höfen, brachte Mischung in diesen fremdartigen Geschmack. Man wollte die Empfindungen eines Spaniers, eines Italiäners, eines Franzosen ausdrucken, ohne die Leidenschaften und Bedürfnisse dieser Nationen zu haben, und das in einer Sprache, die sich unter dem Getöse der Waffen, und dem Druck einer allgemeinen Verwirrung unmöglich zu dem Grade von Feinheit hatte bilden können, um Wiederklang der Gefühle jener südlichen Erdbewohner zu seyn. Die Folge davon war, daß unser Styl, so wie der Charakter der Nation, sein Eigenthümliches verlor, ohne das Gepräge irgend eines ausländischen Volks annehmen zu können. Hierzu gesellte sich der nachtheilige Umstand, daß wir mit der Literatur unserer Nachbarn auch ihr Sittenverderbniß annahmen, und unsern Geist entnervten, eh' er sich noch auf eine merkliche Höhe geschwungen hatte.

Die deutsche Sprache ins besondere gewann durch diese Nachahmung fremder Schönheiten wenig oder nichts, weil ihre Ausbildung nicht

ganz auf dem Wege geschehen konnte, den die südlichen Nationen Europens mit Vortheil eingeschlagen hatten. Die spanische, die italiänische, die französische Sprache konnten sich, als Tochter der altrömischen, mit leichter Mühe die Vorzüge ihrer gebildeten Mutter eigen machen: ganz anders verhielt sich's mit der deutschen, die als Grundsprache eine eigne Art der Ausbildung verlangte, und sich dem Geiste der römischen Mundart schwer anschmiegte.

In dieser Rücksicht nun war der Einfluß der südlichen Nationen auf unsere Literatur eben so nachtheilig, als es übrigens gewiß ist, daß wir ihnen viel, selbst das geschmackvollere Studium der Alten, zu danken haben. Die Schätze, die man vor Augen hatte, blieben ungenutzt, die Sprache verlor ihre ursprüngliche Kraft und Festigkeit. Selbst als man anfing auf ihre Bildung zu denken, machte sie nur langsame Fortschritte — bis Haller und einige seiner Zeitgenossen zeigten, was sie unter den Händen eines Genie's werden könne.

Ist es nun wohl zu verwundern, daß bey der viel spätern Kultur unserer Sprache die meisten deutschen Schriftsteller in Ansehung einer guten Schreibart noch zurück sind? — Die

spätere Ausbildung der Sprache, so wie die ihr noch immer anklebenden Härten und Schwierigkeiten, möchten also wohl die erste Ursache der Seltenheit einer guten prosaischen Schreibart unter den Deutschen seyn.

Ein zweyter Grund ihrer bisherigen langsamen Fortschritte scheint in der Beschaffenheit unserer Schulstudien zu liegen. Die intellektuelle Kraftäußerung sowohl, als die physische, hängt fast immer von der Art ab, wie ihr Wachsthum befördert wird, und es ist keines Weges gleichgültig, ob sie mit Nahrung überfüllet, oder durch innere Thätigkeit angestrengt wird.

Unsere Erziehung sowohl, als die Art unserer wissenschaftlichen Bildung, sind im Ganzen genommen zu wenig auf die Verbindungen berechnet, in welche der Mensch dereinst treten, und wo er den stärksten Gebrauch seiner Kräfte machen wird. Dieß muß nothwendig auf den Gang der Ideen, und also auch auf die Form des Vortrags wirken. Eine lichtvolle, mahlerisch verschönte Darstellung findet nur da Statt, wo helle Ideen und wirkliche Theilnahme sind. Jede Erfahrung, jeder neue Gegenstand, der unser Selbstgefühl weckt, erweitert nicht nur unsre Kenntnisse, sondern er bereichert auch die

Sprache, und macht den Ausdruck biegsamer; so wie wir im Gegentheile durch jede neue und glückliche Wendung der Sprache auch eine neue Vorstellungsart der Sachen erhalten.

Die vortrefflichsten Dichter und Prosaisten aller Zeiten haben sich durch sich selbst, oder auf Wegen gebildet, welche für den großen Haufen der Studirenden unzugänglich sind. Unsere meisten Schriftsteller hingegen formen sich in der Schule, ferne von der Welt und den Menschen. Ihr Ton ist daher ohne Leben, weder natürlich, noch eindringend. Ist eine schöne Schreibart, wie ich oben behauptet habe, nichts anders, als Ausfluß einer schönen und gebildeten Seele: so sind unsre öffentlichen Lehranstalten im Ganzen nicht geeignet, eine solche schöne Seele — ich will nicht sagen, zu geben, denn sie läßt sich nicht geben; sondern zu entwickeln.

Diese Pflanzschulen künftiger Staatsbürger stiften gemeiniglich nur einen beschränkten Nutzen, weil sie vermöge ihrer Einrichtung den Geist des Jahrhunderts schwer in sich aufnehmen, und der Stufe von Kultur, auf welcher sich das Menschengeschlecht befindet, nicht angemessen sind. Statt die schlummernden Kräfte des Genie's zu wecken, und den werdenden Menschen für das

gesellschaftliche Leben zu bilden, tödten sie durch Ueberladung des Gedächtnisses, so wie durch die ängstliche Form des Systems und der Methode, das edle Selbstgefühl, und verschwemmen die Eigenthümlichkeit des Charakters, aus welcher alles Große und Schöne hervorgeht. Eine sterile Kenntniß todter Sprachen, die mühsame Erlernung positiver Gesetze, eine Philosophie, die dem Geiste Fesseln anlegt, und eine Geschichtskunde, die von großen Weltbegebenheiten den Tag und das Jahr angibt — sind wenig geschickt, den Funken innerer Thatkraft anzufachen. Ohne innere, aus sich selbst wirkende Energie des Geistes aber sind alle wissenschaftlichen Kenntnisse, und die darauf gebauten Regeln schwache Hülfsmittel, der Gedankenfolge, und also auch der Schreibart, Leben, Charakter und Reitz zu geben.

Ich verkenne nicht die wichtigen Verbesserungen, welche unsre Lehranstalten in neueren Zeiten der Aufklärung verdanken, deren Strahlen selbst bis in die niedern Schulen eingedrungen sind: aber noch bleibt einer künftigen Generation vieles zu thun übrig. Wer sich auf den akademischen Unterricht einschränkt, wird nie seiner Gedankenfolge das Eigenthümliche, seinem schriftlichen

Vortrage die Präcision und Gewandtheit geben, die sich auf Selbstständigkeit des Charakters, und auf Menschenkenntniß stützen. Ein gewisser Kompendiengeschmack, und die damit verknüpfte Streitsucht, erhöht durch den leidenschaftlichen und absprechenden Ton mancher Gelehrten, wirken tief auf den Geist derer, die sich hier bilden, und gehen in ihre Schreibart über.

Auf einer andern Seite verleitet die Verehrung gegen die Alten, wenn sie nicht auf ein geläutertes Geschmacksurtheil sich stützt, zu einem nachtheiligen Mißbrauch ihrer Schriften, und erzeugt den Fehler der Sophisten in der sinkenden Periode der griechischen und römischen Literatur. Zu einer solchen falschen Verehrung gegen die Alten aber wird in Schulen und auf Universitäten insgemein der erste Grund gelegt; man gewöhnt sich, überall die Aussprüche bewährter Schriftsteller anzubringen, und man verschwendet ihre Schätze bey geringfügigen Gegenständen. Die mit Anspielungen auf schöne Stellen der Alten überladene Schreibart gleicht einer ehemahls üblichen Art der Miniaturmahlerey, wo die lichten Stellen mit Gold geblickt sind. —

Ein dritter Grund von der langsamen Fortbildung unserer Prose scheint in einem ge-

wissen der deutschen Nation eigenen Geschäfts-geiste, der immer um ein halbes Jahrhundert zurück bleibt, und in der damit verbundenen Schreibart zu liegen.

Wenn auch die Art unserer Schulstudien auf helle Köpfe keinen nachtheiligen Einfluß hat, so haben sie beym Eintritt in die Welt noch mit einer andern Schwierigkeit zu kämpfen, welche dem Aufkommen der guten prosaischen Schreib-art nicht weniger hinderlich ist — ich meine den Geschäftsstyl, oder die Art des Vortrags, welche eine verjährte Gewohnheit an den Beruf, dem sie sich widmen, geheftet hat.

Dieser mangelhafte Styl zeigt sich in jedem Stand', und in jeder Lebensart; nirgends aber ist er auffallender, als in den Gerichtsstuben. Es darf freylich nicht befremden, daß eine Com-binationsart von Begriffen, welche in das letzte Viertheil des achtzehnten Jahrhunderts nicht mehr paßt, einen Vortrag aufrecht erhält, der das Gegentheil aller logischen und ästhetischen Gedankenordnung ist: allein die heilige Themis wird sicherlich nicht darüber zürnen, wenn man vor ihren Altären endlich einmahl eine Sprache redet, welche durch Einfalt und Natur dem

himmlischen Ursprung dieser Göttinn mehr angemessen ist.

Nichts könnte vielleicht die Fortschritte unserer Prose mehr fördern, als eine lichtvolle und anziehende Darstellung in öffentlichen Vorträgen. Dieß wird aber noch lange ein frommer Wunsch bleiben! Ein gewisser Geist der Innung, der immer auf dem halben Weg' ererbter Tradition stehen bleibt, ist um so schwerer zu bekämpfen, da er seinen Grund in dem Stolze der Veteranen hat, der aus dem gewohnten Gleise nicht heraustreten, sich dem Genius des Jahrhunderts nicht anschmiegen will, oder nicht kann *).

Wird aber dieser unbiegsame Geist des Herkommens die natürlichen Folgen einer fortschreitenden Kultur immer aufhalten können? Mit neuen Kenntnissen entsteht auch eine neue Bezeichnungsart der Ideen, welche sich mit der hergebrachten Sprache eines barbarischen Jahrhunderts durchaus nicht mehr begnügen kann. Es bleibt daher alle Mahl auffallend, wenn zu einer Zeit, wo die allgemeine Stimmung für Geisteskultur auch dem Gerichts- und Kanzley-

*) Oft auch nicht darf. So wird z. B. beym Reichskammergerichte jede Abweichung von dem hergebrachten Style — bestraft.

styl eine reinere und mehr gebildete Sprache abfordert, das Herkommen unsre Vorstellungen an den Ideengang der kaum aufdämmernden Vernunft fesseln will. Und doch lehrt die Erfahrung, wie schwer es ist, eingewurzelte Vorurtheile aus dem gerichtlichen Vortrage zu verdrängen.

Nur wenige seltene Menschen, denen die Natur Genie, und ein Zusammenfluß günstiger Umstände die Macht gab, ihren eigenen Weg zu gehen, wissen, gleich einem erhabenen Herzberg, diese Klippen zu vermeiden, und den Geschäftsmann mit dem schönen Geiste zu verbinden. Die Schriften solcher außerordentlichen Männer, welche die Philosophie des Schönen mit der Rechtspflege und praktischen Staatskunst zu vereinigen wissen, zeichnen sich durch eine Wahrheit, eine Energie des Vortrags aus, die aus Seele in Seele spricht, weil sie zwischen der wesenlosen Spekulation der Schule, und dem mechanischen Gange der Geschäfte das glückliche Mittel trifft.

Nach dem Beyspiele solcher Männer sollten unsre Schriftsteller sich bilden, ihre Ideen ordnen, und ihren Vortrag formen. Allein wie viele von denen, die sich den Studien gewidmet haben, befinden sich in der glücklichen

Lage, dieses thun zu können? Die Nothwendigkeit, eine der drey höheren Fakultäten zu ergreifen, bestimmt ihre Schreibart schon im voraus; sie formen sich gemeiniglich nach irgend einem Lieblingslehrer, und es ist ein seltener Fall, wenn dieser mehr Fleiß auf seinen Vortrag wendet, als es sonst in seinem Fache gewöhnlich ist. Daher das besonders den Juristen so eigene Kleben am Alten, und der damit verknüpfte Mangel an Gewandtheit des Geistes!

Eine der nachtheiligsten Folgen dieser Nothwendigkeit — oder soll ich sagen, dieser Gewohnheit? — sich der Theologie, der Jurisprudenz, der Medizin ausschließend zu widmen, ist die Vereinzelung und getrennte Wirksamkeit der Geisteskräfte, die den Styl einseitig und dürftig macht. Die Gewohnheit, Alles nur aus Einem Standpunkte zu betrachten, verengt den Spielraum der Ideen, und gibt der Vorstellungsart eine drückende Einförmigkeit, welche sich dem schriftlichen Ausdruck mittheilt. Es wird ein inneres Bewußtseyn, ein gewisses Maß von Größe erfordert, aus dem gewöhnlichen Schlummer zu erwachen, der die Seele unter der Herrschaft fremder Meinungen wiegt. Diese Energie des Geistes ist selten, und wo sie sich zeigt, da

erwachen zugleich eine Menge Hindernisse, die sie in ihrem Keim ersticken.

Wollte der Himmel, daß ich unter diesen Hindernissen nicht auch den Mißbrauch der Kritik, die kleinlichen Aeußerungen des Neides nennen dürfte, welche die schöne Literatur in Deutschland mehr, als bey irgend einem andern Volk, entehren! Zwar ist nie ein großes Genie, nie ein mächtiges Selbstwirken dem Schicksale boßhafter Verkleinerung entgangen: aber mit einem so hohen Grade von Unvernunft, als seit einiger Zeit in Deutschland geschehen ist, sah man nur selten die zerstörende Verfolgung dem aufkeimenden Genie entgegen arbeiten. Je rüstiger ein talentvoller Schriftsteller seine Laufbahn betritt, desto mehr kann er sich darauf verlassen, von den kleinen Unterbedienten der Kritik mißhandelt zu werden. Zum Glück haben wir auch Männer, deren Urtheile entscheiden; und allmählich bildet sich ein selbst denkendes Publikum, auf welches leidenschaftliche Ausfälle wenig Eindruck machen. —

Unabhängig von den bisher genannten Hindernissen einer guten prosaischen Schreibart, gibt's noch eine vierte, die im Stillen und um so

tiefer wirkt, da sie ihren Grund in der Eigenliebe der Menschen hat.

Selbstsucht und falschverstandene Originalität haben besonders seit einigen Dezennien einen großen Theil unserer Schriftsteller verleitet, die Bahn der Natur zu verlassen, und durch Schwulst und Ziererey unwahr zu werden. Aus dem oben von mir selbst angenommenen Grundsatze: daß die Sprache Spiegel und Abdruck der Seele sey, hat der talentlose Stolz die krudesten Dinge von der Welt gefolgert. Man schränkte das Verdienst der schriftlichen Darstellung fast bloß auf den getreuen Abdruck seiner eigenen Individualität ein — unbekümmert, ob diese Individualität, ihrem innern Gehalt und dem Grad ihrer Ausbildung nach, würdig sey, dem Publikum dargestellt zu werden, oder nicht. Mancher aufbrausende Jüngling glaubte Original zu seyn, wenn er sich in aller Rohheit einer vernachlässigten Erziehung der Welt zeigte. Daher so manche den guten Ton beleidigende Erscheinung, daher der Mangel des Geschmacks und wesentlicher Kenntnisse bey Schriftstellern, die doch auf das Verdienst eines echten deutschen Styls Ansprüche machten.

Die Sucht, durch zwecklose, aber geräuschvolle Sonderbarkeiten zu glänzen, und schwankende Begriffe von dem Worte Volksgeist, erzeugten jenen abenteuerlichen Styl, der künftig einmahl unter dem Nahmen der Kraftsprache *) das Register der Schwächen unsers Jahrhunderts vermehren wird. Man schien es darauf angelegt zu haben, den guten Geschmack gänzlich zu verdrängen; und das Alles unter dem scheinbaren Vorwande der Entwickelung innerer Thatkraft, der sich die Sprache nach ihren Eigenthümlichkeiten anschmiegen sollte.

Wahr ist's, der schriftliche Ausdruck steht mit dem Charakter der Nation in unmittelbarer Verbindung; er wird durch diesen bestimmt, und muß den Geist desselben in sich aufnehmen. Aber

*) Es ist bekannt, daß diese ungesittete Kraftsprache nachher in Paris — dem ehemahligen Mittelpunkt aller Feinheit — Ton wurde; und es wär' eine nicht undankbare Mühe, den Ursachen nachzuspüren, welche diese Erscheinung hervorbrachten, so wie den Absichten, die dadurch bezweckt wurden. Sie dürften nicht sehr versteckt liegen. Merkwürdig bleibt es immer, daß die Sanscülottensprache vorhanden war, ehe man von Sanscülotten etwas wußte.

warum sollte er nur die minder liebenswürdige Seite dieses Nationalcharakters darstellen? Die Pflicht des Schriftstellers ist es, in der Natur und dem Reichthum der Sprache die Wendungen aufzusuchen, welche durch neue Ideenbezeichnung das Wahre und Schöne heben, und den Forderungen des gebildeten Jahrhunderts entgegen kommen. Verwerflich sind daher alle Ausdrücke, welche, so angemessen sie der Sache seyn mögen, entweder durch Rohheit der Vorstellungen, oder durch Härte und Mißklang der Töne, das ästhetische Gefühl empören.

Die Gesetze der Darstellung fließen nicht bloß aus der objektiven Natur des Gegenstandes, sondern auch aus der subjektiven Empfänglichkeit für Humanität. Die Linie der Schönheit geht zwischen dem Ueberflüssigen und Genauen mitten durch; die abgebrochene sentenziöse Schreibart ist eben so ermüdend, als die gedehnte wortreiche. Die Kraftsprache und der gesuchte Humor jener Schriftsteller mußten daher nothwendig zu den auffallendsten Inkongruenzen verleiten. In manchem Romane oder Schauspiel aus dieser Periode reden Prinzen und Grafen mit ihren Vertrauten die Buchsprache des Verfassers; die Gastwirthe glänzender Residenzstädte verschlucken die Sylben

im Dialekte des Wansbecker Boten, und im ganzen Werk ist kein Charakter, als der eines schlechten Geschmacks, und versäumter Erziehung.

Allerdings liegt in der deutschen Sprache und ihren Eigenheiten noch ein Schatz von neuen und glücklichen Wendungen verborgen, durch deren Entdeckung sie an Reichthum, Bestimmtheit und Harmonie gewinnen muß: diese Goldkörner können aber nur durch einen Geist, der mit dem nöthigen Scharfblick geläuterten Geschmack und Bekanntschaft mit der feinen Welt verbindet, in ihr aufgefunden, und in Umlauf gebracht werden. Die Bemühungen unserer Kraftmänner mußten daher ihres Zwecks gänzlich verfehlen. Erhabenheit mit Reitz, Energie mit Gewandtheit bezeichnen ein Genie, welches die sorgfältigere Erziehung aus den Händen der freygebigen Natur empfing, und ausbildete; und nur ein solches Genie kann die Sprache bereichern. Nirgends druckt sich der Grad von Empfänglichkeit für Geisteskultur und sittliches Gefühl so bestimmt aus, als im schriftlichen Vortrage; man kann der Sprache keine neue Bildung geben, wenn man selbst deren noch bedarf.

Jede Neuheit überrascht; so auch jener gesuchte Styl. Die Menge, die nur das Auffal-

lende schätzt, staunte, der Vernünftige schwieg. Es ist noch nicht lange, daß der Ton, in welchem der verstorbene Schubart seine Chronik schrieb, von einem großen Theile der Nation beklatscht wurde: mit welchem Auge wird aber der Nachkomme diese und andere Sonderbarkeiten des menschlichen Geistes betrachten?

Jedoch das düstere Lämpchen, womit die vermeinten Wiederhersteller der alten deutschen Kraftsprache den Mittag erleuchten wollten, hatte das Schicksal, welches Aufklärungswerkzeuge dieser Art gemeiniglich zu haben pflegen. Die bessere Ueberzeugung gewann bald die Oberhand, und stimmte den bessern Theil des Publikums für das Edle und Erhabene.

Die mit allgemeinem Beyfall aufgenommenen Werke einiger unserer vorzüglichsten Schriftsteller sind es hauptsächlich, welche dem deutschen Publikum über die wahre Würde der Schreibart die Augen geöffnet haben. Nur die Verfechter jenes falschen Geschmacks streben noch hier und da durch ohnmächtige Versuche ihrem Götzen zu räuchern; allein die Originalwerke, womit sie uns von Zeit zu Zeit beschenken, gleichen den Nebensonnen, die mit den Nebeldünsten, denen sie ihr Daseyn verdanken, auch

wieder verschwinden. Die Sonne und das wahre Genie behalten immer ihren eigenthümlichen Glanz. Daß jene unnatürliche Natur, die man unter dem Scheine lebender Darstellung in den schönen Künsten einführen wollte, weder im Charakter der Deutschen, noch in den Eigenheiten ihrer Sprache gegründet war, zeigt der laute und allgemeine Beyfall, womit man die schätzbaren Werke der Wiederhersteller des bessern Geschmacks aufnahm.

Gleichwohl mußten jene Spielwerke des Eigendünkels, durch eine nothwendige Verbindung zwischen Ursache und Wirkung, die Fortschritte der guten Schreibart auf eine Zeit lang hemmen, und in der Läuterung der Begriffe für Wahrheit und Schönheit eine Stockung verursachen. Die Schreibart konnte sich unmöglich veredeln, da man die Gedanken und Empfindungen auf das rohe Naturgefühl einschränken, und eben dadurch Einheit, Folge und Stetigkeit aus ihnen verdrängen wollte. Ich habe daher immer diese Verirrungen des Geschmacks als eine von den Hauptursachen der langsamen Fortschritte einer guten Schreibart unter meinen Landsleuten betrachtet, ob ich gleich damit keines Wegs jener kraftlosen Regelmäßigkeit das Wort reden will,

die mit vieler Ordnung und Decenz dem Leser eine Suppe von klarem Wasser auftischt. —

So möchten denn wohl in der Eigenheit unserer Sprache, und in ihrer späteren Ausbildung; in der Beschaffenheit unsrer Schulstudien; im Geiste der Innung, und einem gewissen hergebrachten Geschäftsstyle; endlich in der Selbstsucht und falsch verstandenen Originalität mancher Schriftsteller, die Hauptursachen liegen, warum wir in Ansehung einer guten prosaischen Schreibart gegen Griechen und Römer, vielleicht auch gegen Engländer und Franzosen, im Ganzen noch zurück sind. Ich könnte denselben noch den so oft berührten ausländischen Geschmack unsrer Großen, und die wenige Aufmunterung, welche deutsche Schriftsteller haben, beyzählen: allein dieses freylich laut sprechende Hinderniß scheint weniger aus sich selbst zu wirken, als durch die obigen Umstände herbey geführt zu werden. Wie soll unsre Sprache bey der großen Welt Eingang finden, ehe sie durch einen edlern Ausdruck und mehrere Feinheit, als man bey dem großen Haufen unsrer Schriftsteller findet, sich dieser Ehre würdig gemacht hat? Bloße Belohnungen von Seiten der Fürsten sind dazu nicht hinreichend; nur das Genie und anhalten-

der Fleiß können unsreer Sprache, bey ihrem Reichthum und ihrer Kraft, auch die gefällige Biegsamkeit geben, wodurch sie dem gebildeten Weltmann eben so angenehm, als befriedigend für den Gelehrten werden wird.

Der Monarch, den die Welt unter dem Nahmen des Einzigen verehret, hielt es, bey aller seiner Vorliebe für französische Sprache und Literatur, nicht für unmöglich, daß unsre zur Vollkommenheit gebrachte und verfeinerte Sprache dereinst noch von einem Ende Europens zum andern würde geredet werden. Er glaubte sogar diese schönen Tage unsrer Literatur annähern zu sehen, und verkündigte sie als gewiß *).

Wenn die Ausbildung der Sprache, und also auch die gute prosaische Schreibart, durchaus veredelte Gedanken und Empfindungen voraussetzt, und wenn es gerade der in unserer Verfassung liegende Mangel großer Veranlassungen war, der die deutsche Prose bisher in ihrer Mittelmäßigkeit erhielt: so scheint beym ersten Anblick die Aussicht, welche der Geist unsrer Zeit, und ein Zusammenfluß der außerordentlichsten Bege-

*) Man sehe den Schluß der Abhandlung des königlichen Weisen *de la Literature allemande.*

benheiten dem Auge des Beobachters darbiethet, nichts weniger als erheiternd zu seyn. Offenbarer Rückfall zu gesetzloser Verwilderung auf einer, muthlose Erschlaffung auf der andern Seite, die beyde unser Jahrzehend so stark bezeichnen, führen eine Menge trauriger Ahndungen herbey *). Allein der Sturm wird verbrausen, und er selbst wird den Zeitpunkt herbeyführen, wo das erwachte Gefühl der Selbstständigkeit die Wolken durchbrechen, und sich zur Flamme läutern wird!

Eine Erschütterung, wie die gegenwärtige, muß, indem sie jede schlummernde Kraft weckt, in allen Fächern des Denkens und Handelns eine Regsamkeit erzeugen, die eine ganz neue Schöpfung hervorbringen wird. In einer solchen Periode ist es, wo die Geistesblüthen der Wahrheit und Schönheit sich entfalten, wo aus dem Kampfe der Vorurtheile mit der Vernunft die unerwartetsten Erscheinungen hervortreten.

Sollte dieser Zusammenfluß von Umständen nicht auch unsre prosaische Schreibart ihrer Vollkommenheit nähern? Sollte sich nicht auch die Sprache abglätten, wenn durch geweckten Volksgeist, durch lebhafteres Interesse an den Anlie-

*) Dieser Aufsatz ist im Jahre 1793 geschrieben worden.

genheiten der Menschheit, die Denkart bestimmter, der Geschmack feiner und edler wird? — Wenn mich nicht Alles täuscht, so ist dieß nicht mehr, als eine sehr richtige Folgerung aus ungezweifelten Prämissen. Ein harmonisches Gefühl für das Wahre und Schöne wird der Gedankenordnung von selbst eine blühendere und gebildetere Sprache abnöthigen — eine Sprache, welche die Kultur zur Vernunftfreyheit auf die dem mannigfaltigen Bedürfnisse der Hoheit, der Stärke, des Reitzes, angemessenste Art ausdruckt.

Dieser Gedanke, der in mehr als einer Rücksicht so herzerhebend ist, wird noch wohlthätiger, wenn wir dabey einen Blick auf das zerrüttete Frankreich, und die Ursachen seiner tiefgesunkenen Literatur werfen. Die gegenwärtige Krise dieses unglücklichen Landes mag einen Ausgang nehmen, welchen sie will, sie wird unser bisheriges Verhältniß gegen Frankreich in sehr wesentlichen Punkten auflösen. So viele Thatsachen und Ereignisse, einzig in der Geschichte, und unabsehbar in ihren Folgen, müssen, nach dem unwandelbaren Gesetze moralisch-physischer Verkettungen zwischen Ursache und Wirkung, ein ganz neues Verhältniß hervorbringen, da die Grundpfeiler des alten auf immer gestürzt sind.

Mit diesem neuen Verhältnisse wird auch der bisherige Einfluß der französischen Sprache und Literatur auf die unsrige sich umstimmen, und es steht nur bey uns, den Wink zu nutzen, den uns der Zusammenfluß von Zeitumständen gibt. Die schöne Periode der französischen Literatur ist vorüber, und wird nie, oder in ganz veränderter Gestalt wiederkehren. Dieser Umstand — so wie überhaupt das einer neuen Schöpfung entgegen reifende Jahrhundert — fordert alle unsre Kräfte auf, die Geistesstimmung der Nation zu erhöhen, und zu läutern. Jene allgemeine Regsamkeit, welche die patriotischen Tugenden belebt, wird auch unserm schriftlichen Vortrage, bey seiner philosophischen Stärke, den Geist der Anmuth mittheilen, und dadurch bestätigen, was der gekrönte Weltweise im Geiste voraus zu sehen glaubte.

Die Hoffnung zu dieser glänzenden Periode unsrer Literatur kann wohl nichts mehr beleben, als eine nähere Entwickelung der eigenthümlichen Vorzüge unsrer Prose, und folglich eine allgemeine Charakteristik unsrer besten Prosaisten. Diese wird uns mit dem Geiste der Nation, so wie mit der herrschenden Art seiner Kraftäuße-

rungen, bekannt machen, und dadurch den Gesichtspunkt angeben, auf den wir den Blick heften müssen. Der Blumen sind noch viele, welche die Hand dessen, der sie zu finden weiß, pflücken und in einen Kranz winden kann.

Den Hauptcharakter aller guten deutschen Prosaisten find' ich in hoher bedeutungsvoller Wahrheit, für den Verstand faßlich, und philosophisch bestimmt dargestellt — vielleicht kann man bald hinzusetzen: schön und lebhaft empfunden.

So zweydeutig der Charakter der Deutschen durch den Auftrag fremder Farben werden mußte, so leuchtet er doch in den Werken unsrer vorzüglichsten Schriftsteller durch eine entschiedene Wahrheitsliebe, durch geschärftes Urtheil, und durch sittliche Güte hervor. Daher ein gewisser Ernst, der nur selten durch das gefällige Talent, den Gedanken von der Form los zu winden, und ihn im leichten Gewande der Grazien zu zeigen, gemildert wird.

Da die Denkkraft der Deutschen weder durch übergroßen Reichthum und Gemächlichkeit des Lebens üppig gemacht, noch durch drückendes

Elend gelähmt wird: so schweift sie selten in gigantische Bilder aus; gesunder, gerader Verstand leuchtet überall durch. Sie zeichnet sich durch einen sich immer gleichen, hellen und männlichen Geist aus, der nicht blendet, aber leuchtet und erwärmt; nicht hinreißt, aber mächtig an sich zieht. Selbst unsre feurigsten Dichter zeigen in ihren Schöpfungen eine Wahrheit und Genauigkeit, die sie von der zügellosen Phantasie der Spanier und Italiener, so wie von dem grellen Farbenauftrage der Britten, merklich unterscheidet. Eben dieß gilt auch von unsrer Prose; sie schwillt minder zu Gleichnissen und Metaphern auf, dagegen unterscheidet sie sich von der spielenden Weichheit der ehemahligen französischen Prose durch einen sehr männlichen Gang.

Wenn ich hohe, bedeutungsvolle Wahrheit zum Hauptmerkmahle der deutschen Prose gemacht habe, so schließe ich darum das liebenswürdige Talent nicht aus, die Resultate des Tiefsinnes gefällig einzukleiden, und dieser Hülle soviel Reichthum zu geben, als sich mit der Würde des Gegenstandes verträgt. Allein dieses Talent ist offenbar bey unsern Schriftstellern seltener, und

selbst bey den vorzüglichsten dem Verdienste des scharfen und richtigen Denkens untergeordnet, statt daß es bey den südlichern Nationen meist die Oberhand hat.

Derjenige Schriftsteller wird vollkommen seyn, welcher die Würde des Gegenstandes mit der Anmuth des Vortrags so zu vereinigen weiß, daß dadurch, nach Horazens berühmtem Ausspruche, der Zweck des Nutzens und Gefallens in gleichem Maß' erreicht wird. Diese Vereinigung aber ist die Klippe, woran die meisten Schriftsteller scheitern. Entweder haben sie den Zweck, nützliche Kenntnisse zu verbreiten, oder durch Erregung der Leidenschaften das Bedürfniß des Vergnügens zu befriedigen. Im erstern Falle begnügen sie sich meist mit der Wichtigkeit des Gegenstandes, und vernachlässigen die schöne Behandlung; im andern richten sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Vortrag — aber nicht selten auf Unkosten des Inhalts. Das große Geheimniß, den vollendeten Schriftsteller zu bilden, liegt in der Kunst, zwischen beyden Extremen die Mittelstraße zu halten.

Vielleicht ist der Geist der deutschen Nation mehr als irgend einer andern gestimmt, sich die-

sen Vorzug eigen zu machen, sobald eine glückliche Lage seine Kräfte weckt und ordnet. Unsre Sprache selbst wird seiner erwachten Thätigkeit entgegen kommen; ihre lebhaften, kühnen und gefühlvollen Bilder werden dem Vortrage bey seiner philosophischen Bestimmtheit eine Wärme und Innigkeit mittheilen, die vielleicht keine der neueren kultivirten Sprachen zu erreichen vermag. Die vielseitige Bildsamkeit, besonders die so charakteristischen Zusammensetzungen, welche die deutsche Sprache mit der griechischen gemein hat, so wie der uneigentliche Gebrauch stark bezeichnender Worte und Redensarten, wodurch sie den Geist des Morgenlandes in sich aufnimmt — dieß Alles macht sie vorzüglich zu dieser Energie des Ausdrucks geschickt, die in Verbindung mit dem Gesetze der ästhetischen Schönheit alle Forderungen des Geschmacks befriedigt.

Nur daß unsre Schriftsteller weder die Grundzüge aller schönen Darstellung — Wahrheit, Reitz und Lebhaftigkeit — noch das Eigenthümliche ihres Landes und ihrer Zeit vergessen! Ihre Schreibart sey wahr, wie der Charakter der Nation, ruhig, wie der Verstand, und blühend, wie die Natur! Ohne die Aufmunterungen der

übrigen gebildeten Nationen zu haben, hat sich unsre prosaische Schreibart immer schon zu einer ehrenvollen Höhe geschwungen. Vielleicht führt das neue Jahrhundert den Grad von Vollkommenheit herbey, dessen sie fähig ist, und der ihren Produktionen unmittelbar neben den Werken der Griechen und Römer den Rang anweisen wird.

X.

Gerechtigkeit und Recht.

In uralten Zeiten hatten sich die Priester der Gerechtigkeit eines Tags in den wollüstigen Irrgängen idealischer Gefilde zerstreuet; und statt auf die Stimme der Bittenden zu achten, horchten sie dem melodischen Murmeln irgend eines Wasserfalls, oder dem Säuseln verbuhlter Abendwinde in den Myrten- und Pomeranzenhainen.

Der Göttinn, welche sich von ihren Priestern verlassen sah, widerfuhr etwas Menschliches — sie entschlief auf ihrem Throne. Vielleicht war es nur ein leichter Schlummer, der das müde Haupt der Richtenden wiegte: aber ein wachsamer Feind lauert seinem Gegner die kleinste Schwäche ab, und von je her hatte die Gerechtigkeit wachsame Feinde, nähmlich die Leidenschaften der Menschen. Diese hatten das Nicken der Göttinn kaum bemerkt, als sie Kriegsrath hielten, die Unerbittliche entweder vom Throne zu stoßen, oder doch ihre areopagische Strenge ihnen unterwürfig zu machen.

Die Leidenschaften pflegen sonst üble Rathgeber zu seyn; aber hier waren sie es nicht, und man muß gestehen, daß sie mit einem viel glücklichern Erfolge zu Werke gingen, als in den meisten Fällen, wo wir armen Sterblichen uns von ihnen leiten lassen.

Sie nahten ihrer Feindinn mit der vorsichtigen Entschlossenheit nächtlicher Diebe. Die Eigenliebe und der Geitz wagten es zuerst, die Binde aufzulösen, womit die Göttinn ihre Augen bedeckt hielt. Aber die stille Größe, und der furchtbare Ernst ihres Angesichts war ihnen auch im Schlummer unausstehlich. Daher verwandelte sich der Geitz in das Zünglein, welches an ihrer Wage den Ausschlag gab; die Eigenliebe aber setzte sich der Gerechtigkeit auf die Nase, und ward daselbst zu einer ungeheuern Brille, welche die sonderbare Eigenschaft hatte, daß sie bloß angenehme Gegenstände dem Auge näherte.

Der Neid, der Stolz und die Arglist entfernten darauf die Wahrheit vom Throne der Göttinn, mit der ernstlichen Warnung: künftig nie wieder in ihrem eigenen Gewande, das ist im Gewande der Natur, zu erscheinen, weil es gegen die Ehrerbiethung sey.

Bald nachher legte der **Hunger** ein Ey, welches die **Zwietracht** in kurzer Zeit ausbrütete. Es kam etwas Insektenartiges hervor, eine Legion Miltonischer Teufelchen, die aber mit schnellem Wachsthum zur männlichen Stärke gelangten, und **Rabulisten** genannt wurden. In dieser Geschichte liegt, im Vorbeygehen gesagt, der Grund von einer bekannten Volkssage: daß der Hahn in seinem Alter ein Ey lege, woraus hernach ein Basilisk entstehe; und wird hiermit zugleich das Ansehen vieler berühmten Männer gerettet, welche die Wirklichkeit der Basiliske behauptet haben.

Statt der ehemahls gebräuchlichen Gründe, welche die Wahrheit der Göttinn in die Wagschalen legte, schuf nun die Thätigkeit der Rabulisten ein Etwas, welches man — wie einige Philosophen vermuthen, durch einen Gegensatz — **Akten**, das ist Verhandlungen, nannte. Es war dieß ein Ganzes, das aus unzähligen zwecklos vermischten Theilen bestand, und dem bis auf den heutigen Tag zur Vollkommenheit nichts fehlet, als das göttliche Machtwort: Es werde Licht!

Weil aber diese an sich leichte Ware die Wage der Göttinn nicht scharf genug anzog,

um den Ausschlag zu geben: so mußten derselben noch andere — runde Beweisgründe beygefügt werden; und das neue Zünglein an der Wage verfehlte nie, sich auf die Seite zu neigen, wo diese letzteren das Uebergewicht hatten.

Endlich trug man eine Menge abgerissener Blätter aus Gesetzbüchern, und aus den zahlreichen Kommentarien der Schriftgelehrten über die Gesetze, zusammen, und machte daraus einen Mantel, welcher der Gerechtigkeit um die Schultern gelegt wurde. Er war so groß, daß man von der Göttinn fast nichts mehr zu sehen bekam, als denjenigen Theil der Nase, welchen die Brille nicht bedeckte, der denn, versteht sich, sehr klein war.

Nachdem man nun also der Gerechtigkeit die Binde abgenommen, ihr eine andere Wage mit andern Gewichten gegeben, einen papiernen Mantel umgehangen, und eine Brille auf die Nase gesetzt hatte: so entstand daraus eine neue Gottheit, welche man, zum Unterschied von der alten, nicht mehr Gerechtigkeit, sondern Recht nannte.

XI.

Ueber bildende Kunst der Alten, die Ursachen ihrer Schönheit, und ihre Anwendung auf den Geist des Jahrhunderts.

Eine Vorlesung, gehalten in der Versammlung der Fürstlichen Gesellschaft der Alterthümer zu Cassel am 5. Junius 1795.

Unter die Eigenheiten, wodurch das achtzehnte Jahrhundert sich in seiner letzten Periode so auffallend auszeichnet, gehört auch der Geschmack am Antiken, in den bildenden Künsten sowohl, als in den zur Bequemlichkeit abzweckenden Verschönerungen der Zimmer, und den mancherley Werkzeugen eines feineren Lebensgenusses.

Daß die Kunst nichts Höheres und Vollendeteres hervorgebracht habe, als die Meisterwerke Griechenlands aus der schönen Zeit dieses von der Natur begünstigten Erdstrichs, kann als ein Postulat um so mehr angenommen werden, da der Ausspruch aller Nationen hierin längst ent-

schieden hat. In so weit scheint also der vorzügliche Geschmack der Neueren für das Antike sich auf jenes unumstößliche Schönheitsgesetz zu gründen, welches, alt wie die Welt, zu jeder Zeit und unter jedem Himmelsstriche seine wohlthätigen Wirkungen äußert.

Nichts desto weniger ist es eine der näheren Beleuchtung würdige Frage: ob der Geschmack der alten Künstler auf unser Zeitalter anwendbar sey, und welche Folgen sich daher erwarten lassen?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir vor allen Dingen den Ursachen nachspüren, welche die unerreichbare Schönheit der Antiken hervorbrachten. Diese werden uns die Wirkungen berechnen lassen, welche die Uebertragung des Geschmacks der Alten auf neuere Zeiten hervorbringen kann, und die Gränzlinie bestimmen, wo ihre Nachahmung aufhören muß. Das Bekannte wird in gewisser Rücksicht neu werden, in so weit es nähmlich bey der Nachahmung der Antiken bisher außer Acht gelassen worden ist.

Jene Ursachen aber lassen sich, meiner Einsicht nach, auf drey der vornehmsten zurückführen, unter denen die übrigen minder wichtigen enthalten sind.

Die erste derselben ist wohl unstreitig Energie des Geistes in ihrer vollendeten Kraftäußerung — erhöht durch die konzentrirte Wirkung aller intensiv und extensiv strebenden Seelenvermögen auf einen einzigen bestimmten Punkt.

Man würde Unkunde der bekanntesten Denkmahle alter Kunst verrathen, wenn man diese Energie des Geistes läugnen wollte, die in ihrem Ausdruck liegt, und ihnen das Göttliche mittheilt, wodurch sie in ihrer Art so einzig sind. Diese Energie des Geistes aber, diese Sammlung der edelsten Naturkräfte in einem allgemeinen Brennpunkte — was ist sie anders, als Reife des sich entwickelnden Genie's? Form der aus dem Innern strebenden Kräfte, welcher das allgemeine Gesetz der schönen Darstellung Harmonie, so wie die Einwirkung günstiger Lagen und Verhältnisse Reitz und Bestimmtheit gibt?

Vereinzelung der Ideen und getrennte Wirksamkeit geht entweder vor der Epoche hoher Geisteskultur voran, oder sie ist ein sicheres Kennzeichen ihres Verfalls. Wenn es also erwiesen ist, daß die Meisterwerke griechischer Kunst zu einer Zeit entstanden sind, wo die verschiedensten Naturanlagen sich jugendlich stark zu einem schönen Ganzen geordnet hatten, und der Geist der

Nation mit ungetrennter Kraft wirkte: so berechtigt uns dieß, von der Erscheinung auf ihre Ursache zurück zu schließen, das ist, die hohe Schönheit griechischer Kunstwerke in der Energie des Geistes eines von der Natur vorzüglich begünstigten Volks zu finden.

Unmittelbar an diese erste Hauptursache von der hohen Schönheit griechischer Kunstwerke schließt sich, als die zweyte, die edlere Bestimmung der bildenden Kunst, welche den Ehrgeitz der Künstler spornt, und ein mächtigeres Emporstreben ihres Genie's erzeugt.

Zur Zeit der Blüthe griechischer Kunst hatten sich die Religionsbegriffe, seit ihrem Uebergang aus dem Fetischismus und der Astrolatrie zur Idololatrie, zu einem Grade von Feinheit geläutert, der die Formen ihrer Darstellung veredelte, und sie selbst philosophischer Ideen empfänglich machte. Die Symbole höherer Mächte waren jetzt nicht mehr jene rohen Gestalten, mit denen nur Furcht und Aberglaube den Begriff der Gottheit verbinden konnte. Man ging allmählich zu feineren Vorstellungen höherer Wesen über, und man suchte sie mit der schönen Sinnlichkeit in Harmonie zu setzen. Daher das so sichtbare Emporstreben der griechischen Kunst zum

Ideale; daher jener lobenswürdige Ehrgeitz der Künstler, alles Mittelmäßige zu verschmähen, und mit Anstrengung aller Kräfte nach dem Vollendeten zu ringen.

Man wende nicht dagegen ein: daß die Kunst der Griechen nicht bloß auf Darstellung der Götter eingeschränkt gewesen sey, sondern daß sie auch auf ikonische Verewigung ihrer Helden und Weisen sich erstreckt habe. Der hier angenommene Unterschied ist nur scheinbar. Wer waren die Gottheiten Griechenlands ihrem Ursprunge nach? Selbst in späteren Zeiten war die ikonische Darstellung eines merkwürdigen Mannes immer mit einer Art von Apotheose verbunden. Man erinnere sich hier an das den Kampfrichtern vorgeschriebene Gesetz, nach welchem nur dem dreymahligen Sieger in den olympischen Spielen eine ikonische Statue zuerkannt werden durfte *).

Eine solche erhabene Bestimmung der Kunst, nur das Göttliche oder dem Göttlichen sich Nähernde darzustellen, mußte bey dem Künstler ein edles Gefühl seiner Würde erzeugen, und jede Spannkraft des Genie's in Bewegung setzen, um Wirkungen hervor zu bringen, denen die Kunst der Neueren bey ihrer meist dürftigen Be-

*) Plinius, im 9. Abschn. des XXXIV. Buchs.

stimmung entsagen muß. Selbst im Kolossalischen, im Zusammenschmelzen verschiedener Naturen, und in den symbolischen Attributen alter Kunstwerke liegt oft eine Größe und Kühnheit des Geistes, die zur Bewunderung hinreißt.

Diese Größe des Geistes, diese wohlberechnete Wirkung der alten Kunstwerke, hatte sicherlich ihren Grund zum Theil in der edleren Bestimmung derselben, den Gemeingeist des Volks zu patriotischen Tugenden zu beleben — dadurch, daß man die Eigenschaften der Gottheit in einer schönen Sinnlichkeit anschaulich machte.

Eine dritte Hauptursache, und gleichsam die Führerinn der beyden vorhergehenden, welche ohne sie so leicht das Abenteuerliche, als das wirklich Schöne, treffen können, ist die vertraute Bekanntschaft mit der schönen Natur, und die daher entstehende Läuterung der Begriffe zu einem mahlerischen Ideale. Die unversiegbare Quelle ästhetischer Schöpfungskraft ist die Natur selbst.

Ob ich gleich weit entfernt bin, den Empirikern der Kunst beyzupflichten, welche die Ursache von der hohen Schönheit der Antiken bloß in der glücklichen Lage Griechenlands, und der vollendetern Bildung seiner Bewohner finden:

so bin ich doch nichts desto weniger von der Wahrheit überzeugt: daß die schönere Natur, welche die Künstler Griechenlands vor Augen hatten, auf ihren Geist gewirkt, und ihr Vorstellungsvermögen bis zu jener Reinheit geläutert habe, die in mannigfaltig veränderter Gestalt in ihre Schöpfungen überging.

Bloße Nachahmung der schöneren Natur würde nicht hinreichend gewesen seyn, griechische Kunstwerke hervor zu bringen: allein die schaffende Einbildungskraft bekommt doch immer den ersten Stoß von außen — nur bleibt bey feiner organisirten Menschen die Vernunft nie unthätig, wann jene ihr verschönerndes Spiel treibt. Ein höheres Bedürfniß fordert den sinnlichen Eindrücken eine Läuterung zur idealischen Reinheit ab; das Geschmacksurtheil sucht die Gesetze seines Verfahrens damit in Uebereinstimmung zu bringen.

Das schaffende Genie war es also eigentlich, welches die alten Kunstwerke hervorbrachte: aber es würde vielleicht bey einem niedern Grade von Schönheit stehen geblieben seyn, wenn nicht eine vollendete Natur seine Anschauungen veredelt, und zu Hervorbringung noch größerer Schönheiten hinauf gestimmt hätte. In soweit nun

hat das glückliche Klima Griechenlandes und seine schönere Menschheit offenbar Einfluß auf die Werke seiner Künstler gehabt. —

Diese bisher angeführten Ursachen von der hohen Schönheit der alten Kunstwerke, indem sie das Nachdenken auf die wahren Quellen derselben zurückführen, bezeichnen zugleich den Weg, auf welchem allein sich die neuere Kunst dem Ideale von Vollkommenheit nähern kann, welches sie auf dem Wege der Nachahmung immer vergeblich suchen wird.

Das unbedingte Uebertragen des in den alten Kunstwerken herrschenden Geschmacks auf unser Zeitalter und seine Kunstprodukte, kann nur in so weit zur Veredlung unsers Gefühls wirken, als die Vorzüge jenes Geschmacks sich auf ästhetische Wahrheit und Schönheit stützen. Warum aber sollten wir diese Töchter des Himmels nur in den Ueberresten griechischer Kunst suchen? Sind sie von der Welt verschwunden? und haben wir vergessen, daß sie nie durch Nachahmung, sondern nur durch Gleichgefühl sich mittheilen?

Um die hohe Schönheit der Antiken auf unser Zeitalter überzutragen, müssen wir nicht ihre Form nachahmen, sondern den Geist, in und

mit welchem die griechischen Artisten ihre Kunstwerke hervorbrachten, in der uns umgebenden Natur aufsuchen, und unseren Produktionen aneignen.

Dieser Geist, welcher in den Antiken athmet, und ihnen einen Reitz, eine Großheit mittheilt, die sich nur fühlen lassen, ist nichts anders, als ein stetes Aufstreben der produzirenden Kräfte nach jener reinen, veredelten Natur, welche, unabhängig von allen Wechselbeziehungen der Formen, der Geschlechter, und selbst der klimatischen Verhältnisse, ein in sich vollendetes Ganze darstellt.

Es leuchtet ein, daß dieses Aufstreben der Kunst, nur die geläuterte, von den Wirkungen ihrer gegen einander streitenden Kräfte befreyte Natur darzustellen, an kein Land und kein Zeitalter ausschließend gebunden ist; wiewohl freylich ein milder Himmel und der Zusammenfluß befördernder Umstände ihnen sehr zu Statten kommen. Dieß war der Fall bey den alten Griechen.

Bey jener noch ungeschwächten Energie des Geistes, bey der edlern Bestimmung der Kunst, und bey dem Anblick der herrlichsten Natur, mußte es dem Griechen mehr als irgend einem andern Erdbewohner gelingen, in der Kunst das Vortreffliche zu erreichen. Zwey Extreme stan-

den vor ihm: das reine Ideal der Gottheit, wie es durch den schöpferischen Geist seiner Dichter von der Menschenform abstrahiret, und in die höhere Region des Geisterreichs hinüber gespielet war, und der unveränderte Abdruck wirklicher Menschheit in den schönen Formen, die er täglich vor Augen hatte. Sein feines Gefühl sagte ihm, daß es zwischen beyden noch eine Mittelgattung geben müsse. Er trug also die höhere Natur seiner Gottheiten in die Werke der Kunst über, und erhöhte diese dadurch zu Idealen, indem er gleichsam die Gottheit vom Himmel rief und sterblichen Augen versinnlichte.

Aber auch hier blieb der griechische Künstler nicht stehen. Sein lebhafter Geist, einmahl an das Erhabenschöne gewöhnt, und durch die Philosophie auf das Wahre zurückgeführt, fand in der ihn umgebenden Natur selbst das reine Abstraktum der Natur. Er wußte aus den verschiedensten Formen menschlicher Bildungen die gattungslose Menschheit abzuscheiden, und selbst die eigenthümlichen Vorzüge beyder Geschlechter — gebiethende Kraftäußerung, und empfängliche Anmuth — in einem hohen Ideale zu vereinigen.

Daß die griechischen Künstler aus den besten Zeiten wirklich in diesem Geist und mit dieser

Absicht ihre vorzüglichsten Kunstwerke hervorgebracht haben, lassen die Denkmahle des Alterthums kaum bezweifeln, wenn auch nicht die Geschichte selbst dazu die Belege lieferte. Es ist bekannt, wie sehr die alten Artisten die Ideen ihrer Dichter und Weisen benutzten, und sinnlich darzustellen suchten; und welchen Einfluß hinwieder ihre Kunstwerke auf die mannigfaltigen Aeußerungen der Denkkraft hatten. Noch ist es zweifelhaft, ob die liebenswürdigen Schwärmereyen des Plato von der ursprünglichen Vereinigung beyder Geschlechter in einer allgemeinen Menschenform den Künstlern die erste Veranlassung zu jener erhabenen Idee waren, die ihren Kunstwerken das Göttliche mittheilt; oder ob Plato selbst sie von ihnen entlehnt habe. Gewiß ist es, daß z. B. ein Bacchuskopf, wie der, welchen Winkelmann *) von einem geschnittenen Steine des Farnesischen Museums zu Neapel hat abbilden lassen, Alles versinnlicht, was Plato Schönes über das allgemeine Ideal der Menschheit gesagt hat.

Ohne uns eben in die Region jener exaltirten Ideale zu versteigen, benutzen wir die Idee, welche den alten Kunstwerken zum Grunde liegt;

*) Geschichte der Kunst, Dresden 1764., S. 141.

dieß ist der einzige wahre und die Mühe belohnende Weg, sie nachzuahmen. Die Vereinigung einzelner Naturschönheiten in einem konzentrirten Ganzen ist an keine Zeit, und an kein Land ausschließend gebunden. Die innere Stimmung der Geisteskultur führt unter jedem Himmelsstriche das Genie in dieses Heiligthum der Kunst, wo die Natur — frey von den Schranken des Zufalls, die alles Wirkliche einengen — als das reine Abbild ihrer selbst erscheint. Auch unsere Natur, auch die Menschheit neuerer Zeiten ist einer solchen geläuterten Darstellung fähig. Die Schöpfungen unserer Artisten dürfen nicht gerade griechische Kunstwerke seyn; das große Geheimniß der vollendeten Darstellung besteht darin: das Geboth der ästhetischen Schönheit als die freye Willkür der Natur durchscheinen zu lassen, das ist, die Wirklichkeit dem Gesetze des Erhabenschönen unter zu ordnen.

Wie viel aber fehlt den neueren Kunstwerken noch bis zu diesem Grade der Vollendung! Wo findet man in unsern Denkmahlen und so genannten Werken des Geschmacks das Große, Seelerhebende, welches der griechischen Kunst aus der Zeit des Perikles eigen ist? Sind nicht auf manchen alten Münzen die Figuren feiner

und geistreicher ausgeführet, als auf unsern Medaillen? — Wir werden diese Höhe nicht erreichen, wenn wir nicht ihre Veranlassung in der uns näher liegenden Natur, und im Geiste der Zeit aufsuchen.

Hieraus läßt sich leicht abnehmen, was von dem herrschenden Geschmack am Antiken zu halten sey, in so fern er sich bloß auf die Form, nicht auf die innere, aus sich selbst wirkende Energie des Geistes stützt, die diese Form hervorbrachte. Für die bildende Kunst selbst wird die Nachahmung der Antiken immer nur von beschränktem Nutzen seyn, so lange sie nicht aus der ersten ursprünglichen Quelle schöpft, welche jene Reste griechischer Kultur in ihrer Art so einzig macht.

Der Künstler kann nur dann versichert seyn, auf die Einbildung, und durch diese auf die mannigfaltigen Kraftäußerungen des Willens zu wirken, wenn er dem Spiel ihrer Bilder keine andere Haltung gibt, als die im Geiste der Menschheit, und im Zusammentreffen von Zeit und Umständen gegründet ist. Die Wirkung der schönen Kunst richtet sich nach den subjektiven Operationen der Einbildungskraft, welche durch Klima, Zeit und äußerliche Lagen — so wie

durch den größern oder mindern Grad von Geisteskultur — bestimmt werden, und eben durch diese Bestimmung, unbeschadet ihrer Freyheit, das Gesetz einer unerlaßlichen Nothwendigkeit in sich aufnehmen, wovon kein Künstler abweichen darf, der den Endzweck der Kunst — Täuschung und Rührung — vor Augen hat.

Es scheint zwar widersprechend zu seyn, die Einbildungskraft zu eben der Zeit, wo man ihren Operationen unbeschränkte Freyheit einräumt, dem Gesetz einer klimatischen und ästhetischen Nothwendigkeit zu unterwerfen: allein gerade diese Nothwendigkeit ist es, wodurch die instinktartige Willkür des Naturmenschen zur Vernunftfreyheit veredelt wird. Die Imagination, wenn sie durch die schöne Kunst in Bewegung gesetzt wird, ist frey, und gehorcht bloß dem Gesetz ihrer eigenen Operationen: diese Operationen aber sind sowohl durch die Art der Empfänglichkeit für äußerliche Eindrücke, als durch den Umfang der Ideenwelt umschrieben, und die freye Willkür der Imagination nimmt, ihr selbst unbewußt, die Richtung einer gesetzlichen Kultur. Diesen Gang der Einbildungskraft muß der Künstler zu berechnen wissen, das ist, er muß auf den Geist seiner Zeit und seines Landes

Rücksicht nehmen — oder sein Kunstwerk ist todter Buchstabe, hingemahlet für ein Auge, das seine Bedeutung nicht aufzufassen, seinen Sinn nicht zu entziffern vermag.

Wodurch wird nun der Künstler in den Stand gesetzt, die Wirkung seines Kunstwerks auf diese Art zu berechnen? Gewiß nicht durch unmittelbare Uebertragung des den Ueberresten griechischer Kunst eigenen Geschmacks! So vortrefflich dieser an sich selbst ist, so trägt er doch zu sehr das Gepräge seines Zeitalters, um unsern Sitten und unserer Geisteskultur anzupassen. Nur durch beständige Rücksicht auf die Ursachen jener hohen Schönheit, die wir an den Antiken bewundern — auf das Gesetz des Zusammenhangs nach Zeit und Ort — wird es der Kunst gelingen, den reinen Abdruck eines Ideals im Genius der Zeit selbst zu entdecken.

Auf diese und keine andere Art läßt sich der Geist alter Kunstwerke mit Erfolg auf unser Zeitalter übertragen. Nicht die Form der Antiken, sondern die Gründe, die Veranlassungen, die ihnen diese Form gaben, müssen wir festhalten, und in das Bedürfniß unserer Kunstprodukte verweben. Auf diesem Wege werden wir, gleich den Alten, in der uns umgebenden Natur

die höhere, von aller Beschränktheit des Wirklichen gereinigte Natur finden.

Der wahre Grund des Wohlgefallens an den Werken der bildenden Kunst liegt nähmlich in dem dunkeln Gefühl eines in der uns umgebenden Natur vorhandenen Ideals von Schönheit, dessen wohlthätiger Einfluß, gleich einer unsichtbaren Gottheit, alle unsre Denk- und Gemüthskräfte erweitert, und zum Anschauen einer reineren, vollendetern Natur erhöht.

Um sein Kunstwerk in diesen Kreis des Wohlgefallens, in dieses Reich der Schönheit hinüber zu spielen, was kann der Künstler anders thun, als den Charakter der Zeit und des Volks, für welches sein Kunstwerk bestimmt ist, in der Reinheit eines Ideals darzustellen? Er wird von der wirklichen Menschheit den Maßstab nehmen, welcher dem Umfang seiner Ideen Form und Ausmessung gibt; aber er wird nie beym Individuum stehen bleiben, will er anders nicht seines Zwecks gänzlich verfehlen. Nur durch Läuterung der ihm vorschwebenden individuellen Natur zum Ideale der Natur wird er seinem Kunstwerk den Adel und die Allgemeinheit geben, die seine Wirkung sichern. Diese Allgemeinheit aber muß gleichwohl das Gepräge von Zeit und Klima

tragen, wenn sie eine Wirkung hervorbringen soll, die derjenigen ähnlich ist, welche die Kunstwerke Griechenlands so sehr auszeichnet. —

Ich wende mich von diesen allgemeinen Betrachtungen zu einem unserm Zeitalter näher liegenden Bedürfnisse. Wenn das bisher Gesagte in der Natur der Sache selbst gegründet, und also keinem Zweifel unterworfen ist: so biethen sich dem Freunde des Wahren und Schönen eine Menge Erscheinungen an, die mit unserer gerühmten Kultur schwer zu vereinigen sind. Warum nutzen unsre Künstler so wenig die Vortheile, welche der Geist des Zeitalters, und ein Zusammenfluß der außerordentlichsten Begebenheiten anbiethet, um auch die bildende Kunst bis zu jener Würde zu erheben, wo sie Theil an öffentlichen Angelegenheiten nimmt, und sowohl Denkmahl als Beförderungsmittel Deutscher Vaterlandsliebe und eines echten Patriotismus wird? Die Entschuldigung, daß Werke dieser Art bey dem Mangel des griechischen Gemeingeistes nicht belohnend seyen, kann sie bey der Nachwelt nicht rechtfertigen. Es stand zum Theil bey ihnen, diesen Gemeingeist zu wecken.

Der Gedanke an mein Vaterland, und an den erhabenen Beschützer der Künste, Wilhelm

den Neunten, erwacht bey mir, und gibt dem, was ich bisher gesagt habe, neue Lebhaftigkeit. Die Bilder so mancher großen und edlen Menschen, so mancher Auftritte der Vergangenheit bis auf die neueste Zeitgeschichte, gleiten vor meiner Seele vorüber, und machen mir das Bedürfniß einer edlern Bestimmung in der bildenden Kunst recht fühlbar.

Es liegt in der Natur der schönen Künste, sich aus innerer Thatkraft zu entwickeln: nichts desto weniger aber kann diese Entwickelung durch die schützende und lenkende Hand des Regenten, so wie durch den aufmunternden Beyfall des Publikums, gefrühzeitigt und ihre Wirkung verstärkt werden.

In dieser Rücksicht nimmt ein berühmter Schriftsteller unserer südlichen Nachbarn *) den Einfluß der schönen Künste unmittelbar in den Geist der Gesetzgebung auf, und verspricht sich davon die stärksten Wirkungen. "Die schönen Künste," sagt er sehr treffend, "die durch das enge Band zwischen dem Schönen, dem Wahren und Guten auf den öffentlichen Unterricht

*) Der Ritter Gaëtano Filangieri, im VII. Bande seiner *Scienza della legislazione*, Neapel, 1785., III. Theil 55. Kapitel.

und die Sitten einen so entschiedenen Einfluß haben, fordern den Schutz und die Leitung der Gesetzgebung. Man muß sie gebrauchen, um Verdienste zu belohnen, Tugenden zu ehren, große Thaten zu verewigen. Man befördere, wie in Griechenland, die Künste durch die Tugend, und die Tugend durch die Künste, indem die Werke des Künstlers die Tugenden des Helden krönen, und die Tugenden des Helden das Talent des Künstlers wecken. Nehmen die Künste auf diese Weise einen ausgezeichneten Platz unter den Miturſachen des Patriotismus und des Ruhms ein: so fühlt sich auch der Künstler geehrt, als ein Mann, welchem die Gesetze und der Staat eines der wichtigsten Geschäfte übertragen haben."

Diese Gedanken eines scharfsinnigen Welt- und Menschenkenners verdienen dem Geist unserer Zeiten nachdrücklich empfohlen zu werden, um den schlummernden Patriotismus zu wecken, die Kunst, und durch sie die Menschheit, zu veredeln. Sie geben zugleich befriedigende Aufschlüsse über die Ursachen der hohen Schönheit griechischer Kunstwerke, und bezeichnen den einzig richtigen Weg, auf dem wir sie mit Erfolg nachahmen können.

XII.

Die zwey Schutzgeister.

Gespräch.

Ariel.

Wohin so traurig, Bruder? Denn auch du bist eines Dichters Schutzgeist.

Zardi.

Ich? — Aber sage mir erst, wohin so fröhlich du?

Ariel.

Der Sterbliche, der meiner Obhuth anvertrauet ist, schlummert eben an einem Wasserfall, im Schatten rosiger Gesträuche, Homer neben ihm aufgeschlagen. Dort hab' ich ihn dem Traumgott überlassen, der mit linden Flügeln über seiner Phantasie schwebt, wie der West über einem Blumenbeet. Er lächelt, und die Bilder, die er sich wachend schuf, schwimmen — gleich silbernen Wölkchen vor dem Mond — auf seiner Stirne. Siehst du diese Blumen hier?

Zardi.

Sie beschämen den Regenbogen. O sage mir, welche von den tausend Sonnen des großen Weltalls hat sie ihrem Planeten entküßt?

Ariel.

Keine von den tausenden hat sie einem vergänglichen Weltkörper entküßt, denn sie sind unsterblich — die jüngstgebohrnen für den Kranz meines Dichters. Ich will sie der Muse auf den Altar legen.

Zardi.

Siehst du diese Nesseln in meiner Hand?

Ariel.

Du bist nicht mein Bruder!

Zardi.

Verachte mich nicht! Daß du einen Glücklichern durchs Leben leitest, hängt nicht von deiner Wahl ab. Denn was hab' ich gesündigt, daß ich verdammt bin, einen Reimer zu begleiten? Jetzt will ich der Muse diese Nesseln — unsre jüngste Ernte — darbringen, und sie anflehen, daß sie meinen Unbesonnenen von seiner Reimsucht heile.

Ariel.

Unsterbliche kümmern sich darum nicht.

Zardi.

Aber Unsterbliche können das betrügliche Dunkelklar der Einbildung in Tag und Nacht verwandeln, das ist: ganz oder gar nicht erscheinen.

Ariel.

Schön und eine Seeligkeit ist's, vor tausenden leuchten, durch die Kraft des Gottes, der in uns wirkt, Herr der Welt und ihrer Schönheiten, und — welches über das Alles geht — Herr seines Schicksals seyn! Dem Ahnen- und Beutelstolz, der vornehmen Unwissenheit Verachtung zulächeln, zufrieden mit dem Glück, der kleinen Zahl besserer Menschen zu gefallen. In dieser Lage befindet sich mein Trauter.

Zardi.

Siehst du? Wie peinlich muß es denn nicht seyn, diese Vorzüge schätzen, suchen, und bey aller Anstrengung verfehlen! O die kalte Gleichgültigkeit der Helden! Sie sind's, die am wenigsten Lärm machen, und am meisten entscheiden.

Ariel.

Ich vergesse den Himmel, um meinem Lieben nahe zu seyn, wenn er sich in seinen Entzückungen verliert.

Zardi.

Ich wollte meinem Ungehorsamen in jedem andern Geschäfte behülflich seyn, als in dem, wozu er nicht gebohren ist. Ich zittre, wenn ihn die Reimsucht befällt, und doch kann ich ihn davon nicht heilen. Die Blumen welken

unter seinen Händen; statt des Lobes, erntet er Spott, und allgemeine Verachtung ist die Frucht seiner Nachtwachen. Noch lassen ihn Starrsinn und Eigenliebe den Mangel der Talente nicht fühlen. Er tobt über die Kunstrichter, weil sie die Wahrheit sagten, und schilt die Welt undankbar, weil sie keine Schönheit da finden kann, wo keine ist.

Ariel.

So ist er durch eigene Schuld unglücklich, den du leitest. Du dauerst mich!

Zardi.

Ist denn dein Trauter glücklich, weil er's seyn will?

Ariel.

Ich weiß nicht. Aber diese Blumen sind doch sehr schön!

Zardi.

Und diese Nesseln sehr brennend!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Engelschall, Joseph Friedrich,

Kleine Schriften

Bd.: 1

Göttingen (1805)

P.o.germ. 310-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107724-7